

Meine Zeit
Carmen Sylva



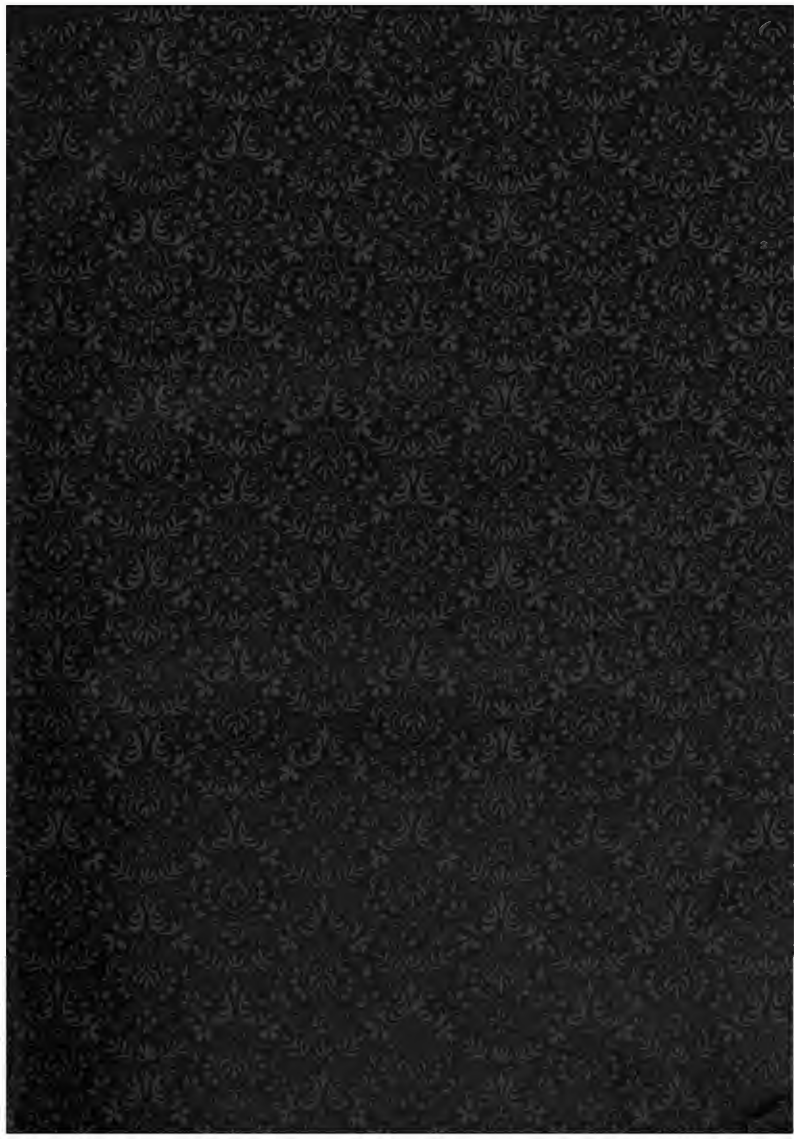
Balladen



164 f 18.



1888



Verzeichniß der Verhandlungen
der Königl. Gesellschaft
der Naturforscher

in Königs-Beck & Co.
1883-86

Meine Ruh

von

Carmen Sylva.

1.
Balladen und Romanzen.

Zweite Auflage.



Berlin,
Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.
1885.

Balladen und Romanzen

von

Carmen Sylva.

Zweite Auflage.



Berlin,
Verlag von Alexander Dunder,
Königl. Hofbuchhändler.

1885.

Alle Rechte vorbehalten.



Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Εὐρηκα!	1
Madonna	9
In der Werkstätte	20
Wüstenlänge	25
Die Post	29
Rogandra	32
Arm	39
Die Horen	43
Ihr Sohn	48
Calafat	54
Ein Sohn fürs Vaterland	56
Auf dem Ball	58
Die Nornen	60
Die Walkyre	63
Louis Napoléon	65
Klaglos	68
Um See	70
Auf dem Posten	73
Der Mutter Brief	74
Der Verbrecher	76
Das Standbild	79
Ein Kriegsbild	80

	Seite
Mein König kommt zu mir	84
Götterfinder	87
Ein Hochgericht	90
Marie	92
Der verlorene Sohn	95
Die Heimkehr	99
Der Rebell	103
Kain	104
Der Himmelsbote	110
Das Erdbeben	112
Der Würgengel	116
Der Krieg	119
Magdalena	121
Ein Mörder	124
Frauenhände	126
Moses	130



Espriza!

In Indien war vor Zeiten ein König groß
und gut,
Mit ihm war nicht zu streiten in Ernst und
Edelmuth,

Es konnte Keiner klagen, daß Unrecht ihm geschehn,
Und Niemand konnte sagen, er hab ihn schlimm gesehn.
Und dennoch war im Lande viel große Traurigkeit,
In hohem, niederm Stande war Klag und Herzeleid.
Denn ach! dem Tugendreichen ward nie ein Sohn
beschert,

Dem Helden ohne Gleichen war Samen nicht gewährt.
Es rietthen die Brahminen und baten dringend auch,
Der König wähle ihnen den Sproß, nach altem Brauch,
Da sprach der König: „Gerne! gar bald soll es ge-
schehn,

„Doch wo, in Näh und Ferne, Ihr Rätthe, find ich Den,
„Der Eine Tugend trüge tief in des Herzens Grund,
„Nur Eine: daß die Lüge nie schändet seinen Mund?
„Nach dieser Tugend schätz ich den Würdigen allein,

„Wer Wahrheit spricht, den setz ich zu meinem Erben
ein,

„Ganz gleich, von welchem Stande, ob alt er oder jung.
„Ich will von Land zu Lande, auf eigner Wanderung
„Ihn suchen und durchschauen und prüfen unerkannt,
„Nur meinen Augen trauen, bis ich den Rechten fand.“
Der König sprach und wählte den Stellvertreter noch;
„Und wenns nach Jahren zählte, den Rechten find
ich doch.“

Er griff, im Wollenkleide, dann frisch zum Wanderstab,
Und schritt zu Wald und Weide von seinem Schloß
hinab.

Wo viele Leute wandern, da steht er still und schaut
Von Einem zu dem Andern, ob er dem Antlitze traut.
Er blickt den Zagen, Frechen, den Stolzen ins Gesicht,
Er will nicht eher sprechen, als bis ein Muge spricht.
Doch Alle gehn vorüber, wie Staub und Blatt und
Moos,

Die froher und Die trüber und Die gedankenlos.
Dort, wo die Straßen breiter, ist jedes Muge matt,
Der König schreitet weiter durch Feld und Dorf und
Stadt.

Hier geht ein Priester, feiner als Viele dieser Schaar,
Doch ist von diesen Keiner nur eine Stunde wahr,
Sie müssen stark sich schrauben; wo bliebe sonst ihr Geld,
Und Ehren, Würden, Glauben in dieser argen Welt!
Der Richter? nein! er scheuet das Urtheil folgenscher,
Er windet sich und streuet geschminftes Recht umher.

Da naht ein muntre Jäger, — der hat zu viel erlegt,
 Wär seine Zunge träger, die gar zu flink er regt!
 Hier kommt mit müden Schritten ein hagerer Der-
 wisch an,

Der näselst seine Bitten; der König hält ihn an:
 „Hast einmal Du im Leben die Wahrheit wohl ge-
 sagt?“ —

„Die hat es nie gegeben! nach der wird nie gefragt!“
 Ein schwarzgelockter Knabe läuft auf den König zu.
 „Hei, sprich, mein kleiner Rabe, sag schnell die Wahr-
 heit Du:

„Woher sind die Bananen?“ — „Die hat man mir
 geschenkt!“

„So? konntest Du wohl ahnen, als Du Dich durch-
 gezwängt,

„Zu stehlen diese Früchte, das würde Jemand sehn?
 „Wärst wahr Du, feig Gezüchte, Dir wäre Glück
 geschehn!“

Der König schreitet weiter und weiter ohne Rast,
 Da singt ein junger Reiter, im Schritt, im Sonnenglast.
 „Wie weit bist Du gekommen?“ — „O Herr! der
 Stunden zehn

„Hab ich in drein genommen, so schnell wie Windes-
 wehn!“

„Und dennoch ist nicht schäumend das weggewandte
 Thier?

„Ich schau Dich singend, träumend seit einer Stunde
 hier!“

Es wandern frische Mädchen am Könige vorbei,
Die Jungen gehn wie Mädchen, als obs bezahlt sei:
„Ich hatte sieben Freier!“ „Ich neun!“ „Und ich
gar elf!“

„Und ich will keinen Schreier, dem ich zu tragen helf!“
Da lacht es leis im Rücken von muntren Burschen
Schaar:

„Das ist in allen Stücken gelogen auf ein Haar.“
Dort kommt auf Elephanten und auf Kameelen an,
Mit Söhnen und Trabanten, ein reicher Handelsmann,
Von stattlichem Geschlechte, die Augen doch so schlau,
Als ob ein Jeder dächte: „Die Welt kenn ich genau!“
Nur Einer schaut verwegen und ehrlich in den Tag;
Der König tritt entgegen aus schattgem Blüthenhag:
„Glück zu, auf Deiner Reise, und sprich, mein schöner
Sant,

„Geht Alles gut im Gleise in unserm Heimathland?“
„So so! der König setzte den neuen Erben ein,
„Der quälte und der hegte die Menschen groß und
klein,

„Er jagte von dem Throne den alten König gleich,
„So blieb dem falschen Sohne die Krone wie das
Reich.“

„Viel Dank, Du guter Kunde, genug hab ich gehört,
„Umsonst hab Deinem Munde gelauscht ich, ungestört,
„Denn was er sagen sollte, das hat er nicht gesagt,
„Und was ich wissen wollte, das hab ich schon
erfragt!“

Verwundert und erschrocken hört das der junge Mann,
Und treibt mit lautem Locken sein Thier zum Eilen an,
Und: „Vater!“ ruft er, „Vater! siehst Du den Alten
dort?

„Du schlechtester Berather! ich log ein Reich mir fort!
„Der arme alte Wandrer, der sucht den Sohn allein,
„Ich weiß, es kann kein Andern, als unser König
sein!“

„Du Tölpel! ohne Nutzen und Zweck, was lügest Du?“
„Zur Uebung wollt ich stützen Gesicht und Zunge zu!“
Da tritt ein starker Bauer mit seinem Pflug vom Feld,
Der König schaut genauer, weil ihm sein Gang gefällt:
„Wieviel hast Du der Morgen gepflügt?“ „O neun
bis zehn!“

„Ich war im Hag verborgen und hab Dir zugehört,
„Du hast mit Deinem Pflügen gewandt der Morgen
zwei,

„Und zogst Dir mit dem Lügen viel Ackerland vorbei!“
Da stob ein junger Krieger heran, umringt, geschmückt
Mit Lorbeerfranz, als Sieger, als großer Held beglückt:
„Wieviel hast Du der Schlachten, mein Sohn, schon
mitgemacht?“

„Ich slog von Wacht zu Wachten, zum Sieg von
Schlacht zu Schlacht!“

„Dann waren Deine Kleider für Dich in fernem Krieg,
Seit langer Zeit war leider für uns der erste Sieg!“
Mit schmerzlicher Geberde fällt eine schöne Maid
In Ketten hin, zur Erde, und küßt ihm Fuß und Kleid:

„Du alter Mann! errette! ich bin zu Tod verklagt!
„Sie schleppen mich zur Stätte, wo Gnade wird
versagt!

„Ich kann mich ja nicht wehren, bin unschuldig und rein,
„Ich darf in allen Ehren noch eine Jungfrau sein!“
Die mit ihr gehen, winken, und sie wird fortgedrängt,
„Dort, wo Dein Kind ertrinken gemußt, wirst Du
gehängt!

„Es haben Dich schon Viele des Treubruchs an-
geklagt,

„Nun ist am guten Ziele Dein Treiben, reine Magd!“
„Und vor dem Galgen stehst Du, mit einer Lüge,
Weib?

„Im nächsten Winde wehst Du, den Geiern ist Dein
Leib!“

Beim Weiterstreiten schwöret die Todgeweihte laut,
Der König steht und höret, bis es ihn fröstelnd grant,
Sein Diener sei im Sterben, vernahm der König da,
Ihn hätten viele Erben umringt, von fern und Nah.
„Jetzt, mit dem Tod im Bunde, so tret ich bei
Dem ein,

„In seiner Sterbestunde wird er aufrichtig sein:
„Was Du mir auch entwendet, veruntreut, schenk
ich Dir,

„Mich spionirt, verschändet, verzeih ich gnädig Dir;
„Nur sollst Du ehrlich künden, was Du mir angethan,
„Ich schau nicht Deine Sünden, nur Deine Wahr-
heit an!“

„Für Dich ließ ich mich tödten! ich war Dein treuester
Knecht!

„Ich schwörs in Todesnöthen!“ — „Wahrscheinlich
hast Du Recht!“

Viel traurig und betroffen schritt weit der König aus,
Wo nur ein Pförtchen offen, wo nur ein kleines Haus,
Da trat er ein, es störte sein mildes Wesen nicht,
Er frug so einfach, hörte mit ruhigem Gesicht.

Viel brauchte nicht zu wissen des Langgeübten Ohr,
Es klang ein ewig Mißsen aus jedem Wort hervor.
Da dacht er endlich: „Keinmal sprach ich mit Frauen
noch,

„Den Heuchlerinnen, einmal sagt Eine Wahrheit doch,
„Weils nützlicher und klüger, wenn wahrhaft sie
betrog,

„Weil Wahrheit den Betrüger am sichersten belog.“
Da stand an ihrer Pforte mit flugem Augenpaar,
Und ernstem, fargem Worte, die Stirne frei und klar,
Ein Weib, und sah verständig den greisen Wanders-
mann,

Als ob sie tief inwendig ihn lese, ruhig an.

Der König naht geschwinder: „Sprich Weib, und
lüge nicht,

„Giebts Eines Deiner Kinder, das nur die Wahr-
heit spricht?“

„Das Wahrheit sagt? — ich habe ein Kind“, spricht
lächelnd sie,

„Mein einzger, schöner Knabe — ich weiß, der lüget nie!“

„So zeige mir in Eile den Wunderknaben nah,
 „Es wird schon lang die Weile, seit Solchen ich ersah!“
 Das Weib erscheint gerührt, will reden, geht ins

Haus,

Und einen Jüngling führet sie an der Hand heraus,
 Mit langen, goldnen Locken, sein Mund so ernst und
 rein,

Sein Haar wie Sonnenfloken, sein Blick wie Sonnen-
 schein.

Dem König schlägt das Herze so stürmisch an die
 Brust,

Er hat vor Glück und Schmerze nicht mehr zu reden
 Lust;

Umnahbar weht ein Frieden um dieses Knaben Haupt,
 Als wär er fremd hienieden, dem Himmelslicht geraubt.

Er streichelt ihm die Haare, er küßt der Stirne Licht,
 Er schaut ins Aug ins klare, ins Engelangeficht.

Es denkt vernarbter Wunden, der alte, müde Mann,
 Er denkt, ob er gefunden, was nicht bestehen kann.

Doch endlich bricht das Schweigen mit Bangen er:
 „Mein Kind!

Sprich, ob Dir wohl zu eigen gar gute Aeltern sind?“

Des Knaben Auge blauet, als wohnte Glück darin
 Und schweigend, lächelnd schauet er mild zum König hin,

Dann wendet sich der Schöne nach seiner Mutter um:
 „Er hört nicht, Herr, die Töne, er spricht nicht, er

ist stumm!“

Da fallen schwere Thränen dem König in den Bart,

Er muß ans Haus sich lehnen, er küßt den Knaben
 zart,

Die Lippen zittern leise von tiefverhaltne'm Schmerz,
 Und klaglos bricht dem Greise das alte, treue Herz.
 Und heimwärts schleicht er, kündet den Priestern, daß
 verfehlt

Sein Suchen, und verbündet hat Einen man erwählt,
 Nach alter guter Sitte, fürs frohe Königreich,
 Aus der Brahminen Mitte, den Erben, ihnen gleich.

Madonna.

Um Tage, da schön Hildegard
 Am Rheine ward geboren,
 Da hat im Sand vor Jerusalem
 Ihr Vater das Leben verloren;
 Und ihre Mutter vor Angst und Pein
 Die schlummert seufzend auf ewig ein,
 So begann sie des Lebens Reise
 Als Waise.

Doch aus dem Rheine stieg behend
 Ein Nixlein auf, als fliege
 Sie, schritt sie von Fels zu Fels
 Und sprach, vor des Mägdleins Wiege:

Ich schenke dem lieblichen Mündlein roth,
Dich selbst zu retten aus aller Noth,
Und Trost und Heilung zu lächeln:
Das Lächeln.

Die Klosterfrauen nahmen sie
Zu sich und voll Erstaunen
Bemerkten sie, wie gut das Kind,
Voll Sanftmuth, ohne Launen,
Und wenn die Kleine etwas versah,
So wußten sie nicht, wie ihnen geschah,
Statt ernsthaft zu schelten, sie küssen
Zu müssen.

Die Kranken, die sie nur angeblickt,
Gesundeten auf der Stelle,
Und lächelte sie den Betrübten zu
Wards still in ihnen und helle.
Bald ward das Kloster ein Wallfahrtsort;
Statt heiligem Holze und Wachs und Wort,
Ward Leiden ein Lächeln gespendet —
Geendet.

Zur Jungfrau ward schön Hildegard,
Da wogte Kriegsgetümmel,
Zum Kreuzeszug rheinauf, rheinab,
Stahlstarrendes Gewimmel.

Von Frankreich und von Engelland
Die zogen mit durchs deutsche Land,
Mit Kreuzen geschmückte Reiter
Und Streiter.

Da nahmen die Nonnen das Mägdlein leis
Ins stillste Kämmerlein
Und sprachen: Du sollst im großen Dom
Heut Mutter Gottes sein,
Du sollst als Altarbild dort stehn
Und wenn inbrünstig die Ritter flehn
Schau nieder und lächle leise
Zur Reise.

Doch darf den heiligen Betrug
Kein Menschenohr erfahren,
Du mußt, in Deiner tiefften Brust,
Bis in den Tod bewahren,
Wenn flüsternd nur Dein Mund es spricht,
Siehst nie mehr Du das Tageslicht,
Wo ewig Nacht und Schrecken
Dich decken.

Vom Dome drönt der Glocken Ton,
Da nahn in dichten Schaaren
Goldglitzernd, ernst und stattlich die
Zum Morgenlande fahren.

Und in der Kirche drängt sich dicht,
Ein Apfel fiel zur Erde nicht.
Der Chor läßt mächtig Singen
Erklingen.

Die Mutter Gottes schaut empor,
Glücklich, ohne Ende,
Auf jungfräulichem Busen ruhn
Gekreuzt die zarten Hände.
Sie ist so überirdisch schön,
Als weht der Sphären leis Getön
Der Nahenden zum Segen
Entgegen.

Wie hat der Maler doch Natur
So wunderbar empfunden,
Wie hat er dieses zarte Roth,
Den Augenglanz gefunden?
Doch wie beim Benediz das Bild
Herniederschaut und lächelt mild,
Durchschauert staunend freuen
Die Treuen.

Und vor der Thür beginnen sie,
Das Wunder laut zu preisen,
Sie sind voll Hoffnung, siegsgewiß,
Voll Ungeduld, zu reisen.

Nur Einer blieb im Dom zurück,
Er kniet mit unverwandtem Blick,
Fleht zum Madonnenbilde
Um Milde.

Der Tag verrinnt, die Sonne geht,
Es bricht die Nacht herein,
Der Ritter kniet noch immer dort,
Im düstern Lampenschein.
Es wird den Nonnen mählich bang,
Schön Hildegard steht schon so lang,
Die ist Entzückens trunken,
Versunken.

„Maria“, spricht der Ritter leis,
„Dir will ich mich vertrauen,
Du sollst in dieser heiligen Nacht
Mein sündig Herze schauen,
Willst Du mich nicht von Qual befrein,
So werd ich bald des Todes sein,
Drum schenke mir Vergeben
Und Leben!“

Der Ritter sprach die ganze Nacht,
Er redet wie von Sinnen,
Doch aus dem Aug der Gottesmagd
Zwei schwere Thränen rinnen.

„Maria!“ ruft der Ritter wild,
 „Du hast vergeben gütig mild,
 Hier will, Dir zu gehören
 Ich schwören.

Komm ich lebendig einst zurück,
 Als Held vom heiligen Lande,
 Leg ich zu Deinen Füßen hier
 Erst nieder meine Bande.
 Ich bin der Himmlischen verlobt,
 Mein wildes Blut hat ausgetobt,
 O lächle mir! ich leide
 Und scheide.“

Und da sie noch sein Flehn erhört,
 Ist kühn er fortgeschritten,
 Sie aber ist auf kalten Stein
 Ohnmächtig hingeglitten.
 Die Nonnen fanden sie erschreckt,
 Und haben sie erst aufgeweckt,
 Auf ihrem Bett mit Schmeicheln
 Und Streicheln.

Drei Jahre gingen übers Land,
 Da kamen Viele wieder,
 Mit ernstem Aug und dunkeln Bart,
 Gesund doch ihre Glieder.

Im Schlachtgetümmel hatten sie
Die holde Mutter Gottes, die
Die Wunderkraft besaßen,
Vergessen.

Nur Er, der Eine kam nicht mehr,
Es hieß, er sei gestorben
An schweren Wunden, aber Ruhm,
Viel Ruhm hab er erworben.
Schön Hildegard, die sprach kein Wort,
Sie ward nur bleicher immerfort,
Ihr Lächeln war vor Bangen
Vergangen.

Und eines Tages bat sie heiß,
Man mög zur Osterfeier
Zur Himmelsbraut sie segnen ein,
Ihr geben Ring und Schleier,
Nur wolle sie die letzte Nacht
Allein im Dome halten Wacht,
Wie, als die Ritter kamen,
Im Rahmen.

Der Säulenwald im Dome ragt,
Als ob er Himmel trüge,
Im Düstern hörte Hildegard
Die eignen Athemzüge.

Sie fleht zu Gott inbrünstig weich,
Die Hände sind durchsichtig bleich
Und ihre Augen leuchten,
Die feuchten.

Da flirret leis die Kirchenthür
Und durch die Säulen gleitet
Ein Schatten, dann erscheint ein Mann,
Der mühsam vorwärts schreitet.
Vorm Altar sinkt er in die Knie,
„Hier ist Dein Bräutigam, Marie,
Ich bin Dir treu geblieben
Im Lieben.

Doch diese Liebe ward so heiß,
So irdisch, voller Sünde,
Du schwebst mir vor als lebend Weib,
Wenn ich mein Herz ergründe,
Ich wollte leiden ewge Qual,
Dürft ich im Arm ein einzig Mal
Mit meiner Lieb Gewalten
Dich halten.“

Kaum wagt der Ritter bei dem Wort
Das Auge zu erheben,
Da sieht er das Madonnenbild
Erglücken und erbeben.

Sie lächelt wie in selger Lust,
 Sie schwebt herab an seine Brust,
 Er hält die Lebenswärme
 Im Arme.

„Ich bin die Mutter Gottes nicht,
 Bin selber voll Gebrechen,
 Wollt Morgen, eh der Tag beginnt,
 Dem Heiland mich versprechen,
 Doch lieb ich Dich seit jener Nacht,
 Die Du hier betend zugebracht,
 Kann Dich vom Herz, dem heißen,
 Nicht reißen.“

Und laut erdröhnt die Kirchenthür,
 Es nahen alle Nonnen
 Zur Nachtmitt, ihre Kerzen sind
 So furchtbar hell, wie Sonnen,
 Sie stürzen wie die Fluth herbei,
 Und legen dann mit Wehgeschrei
 Schön Hildegard mit Schande
 In Bande.

Doch ist seit ihrem ersten Blick
 Herr Siegurt schon genesen,
 Er ruft: „Ich bin im heiligen Land
 Umsonst ein Held gewesen,

Wenn ich Dich nicht mit starker Hand
Aus Kerfernacht, von Grabesrand,
Vom ersten Hahnschreie
Befreie."

Ein De profundis ist noch laut
Um Hildegard erklingen,
Dann ist die mächtige Eisentür
Schütternd ins Schloß gesprungen.
Schön Hildegard die liegt allein,
In Grabesnacht, auf feuchtem Stein,
Um langsam zu verderben,
Zu sterben.

Und wer das Kloster auch erstürmt,
Der findet nicht die Stelle,
Denn grundlos tief ist in den Fels
Gesprengt die enge Zelle.
Kein Ruf, kein Schrei dringt mehr hinaus,
Begraben ist in Nacht und Graus
Die schönste Maid am Rheine
In Steine.

Vom Morgengrauen weiß sie Nichts,
Sie sieht ihr ganzes Leben
Wie Bilder, die man eben zeigt,
An sich vorüberfliegen,

Sie sieht sich als Maria stehn,
„Wie war das unvergeßlich schön,
Gern will dafür mein Leben
Ich geben.“

Bei dem Gedanken lächelt sie,
Sie hat den Sieg errungen; —
Doch wie? Vor ihrem Lächeln ist
Der Kerker aufgesprungen.
Es zeigt ein schwacher Schein ihr an
Wohin zu fliehen, daß sie kann
Vor grimmiger Nonnen Wüthen
Sich hüten.

Sie fliegt zum Rheine, weiß sie doch,
Er muß von drüben kommen,
Wenn er sich reißig Volks genug
Zum Sturme mitgenommen.
Doch ihre Flucht ward plötzlich laut,
Die Pförtnerin hat sie erschaut,
Es kommt in dichten Haufen
Gelaufen.

Und drüben an dem Ufer will
Ein Kahn das Land verlassen,
Herr Siegurt kommt zu spät, es siehts
Die Arme mit Erblassen!

Doch winkt er ihr, da lächelt sie,
Wird kraft- und muthbeseelt, wie nie,
Den Rhein zu überschreiten,
Den Breiten.

Und wie sie auf das Wasser tritt,
Geht Sonne auf, und Wellen,
Des Mägdleins Lichtgestalt, ihr Haar,
Den Fuß, den leichten, schnellen,
Taucht sie in rothe Gluthen ein,
Daß rings ein lichter Heilgenschein
Sie auf der Wasserreise
Umfreise.

Am Ufer knien die Nonnen stumm,
Die Männer knien im Schiffe,
Ein Nixlein liegt versteckt und lacht
Auf wellumspültem Riffe,
Und wie erschöpft das Mägdlein fällt,
Da Siegurt sie in Armen hält,
Lachts rings in Stromesschnellen
Und Wellen.

In der Werkstatt.

Nacht iſts, des Malers Werkſtatt matt erhellet
Vom letzten Glackerfeuer rother Scheite,
Aus denen Funke um Funke kniſternd ſchnellt.

Die Ecken dunkel, Bilder rings zur Seite,
In buntem Wirrwarr sorglos hingestellt,
Tragbalken streben auf, in dunkle Weite.

Umhergeschleudert liegen Teppiche, Gewänder,
Und Waffen, wie nach ausgefochtnem Streite,
Von Zeit zu Zeit verglühen ihre Ränder.

Halb fiel der Vorhang nieder vom Skelett
Und einer Treppe reichgeschnitz Geländer
Scheint sich zu rühren; auf dem Ruhebett

Liegt eine Mandoline, ihre Saiten
Erbeben noch, ein Schühchen zierlich nett
Daneben, dann ein Korb, dem wirr entgleiten

Orangenblüthen, Veilchen, Rosen, — fest
Klingt auf der knarrnden Treppe männlich Schreiten.
Den Ring am feinen schlanken Finger läßt

Die Lampe blitzen dann und wann; die Züge
Sind müde, wie das Feuer, drin ein Rest
Unruhiger Funken sucht die höchsten Flüge;

Es wechselt Spannung ab mit Unzufriedenheit,
Viel Selbstgefühl mit herber, strenger Rüge,
Er stellt sich vor ein Bild, bald nah bald weit.

Er hebt die Lampe, um es zu betrachten,
Madonna ist so mild, in stillem Leid,
Dieweil sein scharf beleuchtet Antlitz Schlachten

Verkündet, wie einst fußbreit Zoll um Zoll
 Ertröget ward, wie Leidenschaft entfachten
 Zum Strom Gewalten bis sie mächtig quoll.

Halbleise sprach der Mann: „Es ist vollendet!
 Was heißt vollendet? frag ich unruhvoll,
 Weil ich so wollte, hab ich heut geendet!

Weil ich es wollte? nein, weil sie versprach,
 Es werde mir zum Lohne dann gespendet
 Was ich ersleht, nur sollt ich immer noch

Die Züge, die ihr ähnlich, glätten, feilen.
 Nun ließ ich mich bethören, bitter Schmach
 Muß meinen Künstlerstolz noch heut ereilen,

Bevor mein sehrend Herz noch Glück gefühlt,
 Und ihr Besitz, selbst sie kann das nicht heilen,
 Was glühendem Eisen gleich die Brust durchwühlt,

Hier drüber hin ein voller Pinsel, Einer,
 Der hätte alle diese Wuth gefühlt,
 Die in mir stillt ihrer Küsse Keiner!“

Und zur Palette greifend, streicht er wie von Sinnen
 Schon zu das Bild, er sieht es lächelnd kleiner,
 Dann Nichts; aufathmend schreitet er von hinnen.

Doch noch bevor die Stufen er erreicht,
 Theilt eine Hand den Vorhang und nach Innen
 Schaut rasch ein goldig Haupt, und schwebend schleicht

Heran das wundervollste Weib, es glänzen
Die Augensterne, alles Kleine weicht
Vor dieser Götterschönheit ohne Grenzen.

„Madonna!“ spricht er, strahlend vor Entzücken.
„Ich komme, um den Sieger zu befränzen,
Mit allerhöchster Liebe zu beglücken,

Ich weiß es ja, vollendet ist das Bild!“
Bleich starrt er an sie, seine Finger drücken
Sich schattenwerfend vor die Lampe, wild

Zum Herzen jagt das Blut; „die Götter steigen
Herab zu schwachen Menschen also mild,“
Spricht er, „die sich in Anbetung verneigen!“

„Daß würdig Ihr der Gunst, das solltet Ihr
Nun eilends in dem fertigen Bilde zeigen.“
„Es ist ja Nacht und viel zu dunkel hier,

Laßt mich, Madonna, Euch allein beschauen,
Ihr kommt ja nicht zum Künstler, kommt zu mir,
Dem Schmachttenden, den Siechen zu bethäuen!“

„Doch will ich sicher sein!“ spricht sie und lacht.
„Den Männern ist ja nimmermehr zu trauen,
Wenn man beständig nicht sie streng bewacht!“

Mit raschem Griff hat sie ihm schon entwunden
Die kleine Lampe, eh ers nur gedacht,
Und steht vorm Bild — es rinnen die Sekunden.

Das helle Roth, das erst sie überfluthet,
Der Nasenflügel Zittern ist verschwunden,
Dann spricht sie kalt: „Ihr habt mir zugemuthet

für eine Laune Tag für Tag zu stehn,
Mich lebend zu seciren, wenn verblutet
Das Opfer, hoch berühmt hervorzugehn.

Es war nur eine Studie, eine Welle
Im Meer der Kunst, sie bricht sich, muß verwehn,
Man hat gelernt und dankt kaum dem Modelle!“

„Versteht mich doch und höret meine Beichte:
Ich wollte tödten mich auf dieser Stelle,
Daß ich die Götterschönheit nicht erreichte,

Die Euch durchweht, zu schwach ist meine Hand,
Als daß sie der Natur Vollendung zeigte,
Da ichs zerstörte, war ich von Verstand.

Doch jezo bin ichs mehr, da Ihr mir schmollet,
Laßt nicht verschmachten mich an Kelches Rand,
Verlangt die Liebesprobe, die Ihr wollet,

Nur an die Macht da drinnen rühret nicht,
Denn sie zerknickt, vernichtet, wenn sie grollet!“
„Und dem, der reuelos Versprechen bricht,

Der eines Weibes Liebesgluth verschmäheth,
Ergiebt sie sich? Ich seh, Ihr braucht mich nicht,
Da Ihr in andrer Göttin Dienste stehet!“

Vernichtend, kalt sieht sie den Armen an,
Hüllt dunkel sich in Spitzen ein und gehet,
Er rührt sich nicht, steht wie im Zauberbann,

Dann wacht er auf, raust sich das Haar und flucht
Sich selbst, der Kunst; dort blinkts ihn lockend an,
Mit hastiger Hand in seinen Waffen sucht

Er ein Stilet. „Das macht der Qual ein Ende!“
Nun holt er aus, mit ungestümer Wucht,
Zu tiefem Stoß — da halten zarte Hände

Die Seine fest, und goldner Locken Fluth
Ruht an der Brust ihm: „daß ich so Dich fände
War meine Angst — Ich bring Dir Trost und Muth:

Ich liebe maßlos Dich und ohne Ende:“

Wüstenflänge.

Andalusiens Zaubergarten
Schauert nächtlich Blüthen nieder,
Auf des dunkeln Wüstensohnes
Stürmisch heiße Liebeslieder.
Ach! er sucht die Wüstenblume,
Sucht die flüchtige Gazelle,
Die Oasis seiner Augen,
Seines Herzens frische Quelle.

Und er hemmt den Strom der Lieder,
 Athemlos hinausgelauschen,
 Zärtlich senden weiße Blumen
 Ihren Duft ihn zu berauschen.
 Reich geschmückt, von Golde glänzend,
 Steht das Haus im Mondenscheine.
 Stille rings; nur seine Klage
 Zittert durch die Nacht alleine.
 Nicht Paläste hat die Wüste,
 Doch der Theuern Zelt zu schmücken,
 Wagt er manchen blutgen Kriegszug,
 Nur nach neuen Teppichstücken,
 Nur um ihre beiden Grübchen,
 Ihrer Zähne Glanz zu schauen,
 Während ihre Worte perlend
 Auf sein heißes Herze thauen.
 Als ein fremder Scheich sie raubte,
 Hört er ihren Angstschrei hallen,
 Auf dem Hengste hat er windschnell
 Ihren Räuber überfallen.
 Blutig war und heiß das Ringen,
 Bis der Scheich sich wälzt im Sande,
 Bis sein Falkenauge brechend
 Zu ihr schweift im letzten Brande. —
 „Ewig will ich Dir gehören!“
 Sprach sie sanft, den Hengst besteigend,
 Und auf seine Brust ihr Köpfchen
 Ohne Widerstreben neigend.

Doch, als wieder er gekommen,
 Sie zu mahnen, sie zu fragen,
 War verschwunden die Geliebte,
 Vom Samume fortgetragen.
 Furchtbar war sein Schmerz zu schauen:
 Mit zerrissenem Gewande
 Fluchte er der Maid, dem Schicksal,
 Stöhnend in dem heißen Sande,
 Raffte sich empor, um hallend,
 Weithin einen Schwur zu schwören,
 Durch die ganze Welt das Mägdlein
 Nie zu suchen aufzuhören.
 Andalusiens Zaubergarten
 Hat ihn endlich aufgenommen,
 Und vor ihres Hauses Schwelle
 Ist er singend angekommen.
 Nacht um Nacht will mit den Liedern
 Aus der Heimath er sie rühren,
 Um sie, in den starken Armen,
 In die Wüste zu entführen.
 Aber Andalusiens Düfte
 Haben sie zu lind umfassen,
 Nach der ernsten Heimath hegt sie
 Wohl schon längst nicht mehr Verlangen!

Horch! da nahn Gazellenschritte,
 Und Gazellenaugen leuchten!

Will der Thau vom Himmel fallen,
 Um die Erde zu befeuchten?
 Und zwei weiße Arme schlingen
 Sich um seinen Nacken; flehen
 Klingt in seinem Ohre: „Trauter!
 „Liebst Du mich, so mußt Du gehen!
 „Jedes Deiner süßen Lieder
 „Bringt nur Vangen, Schmerz und Noth mir,
 „Deine Liebe zu genießen,
 „Brächte nur den sichern Tod mir.
 „Die Gazelle liegt gefangen,
 „Hat die Freiheit fast vergessen,
 „Darf im Traume kaum mehr wissen,
 „Daß sie Dich dereinst besessen!“
 Und zwei Lippen hängen trunken
 An den Seinen. Blitzeschnelle
 Zuckt sein Stahl und birgt im Busen
 Bis ans Hest sich der Gazelle.
 An dem nächsten Baum zerschmettert
 Liegt die Leyer: „So erreiche
 „Meine Rache ihren Vater,
 „Ihren Stamm mit einem Streiche!“
 Einmal muß er zu der holden,
 Stummen Braut sich niederbücken,
 Auf die kalten, weißen Lippen
 Einen heißen Kuß zu drücken.
 Dann erhebt er sich und wendet
 Sich zur fernen Heimath wieder. —

Andalusiens Zaubergärten
Regnen zärtlich Blüthen nieder.

Die Post.

Der russische Kaiser, der fährt wie der Wind,
Doch nicht wie rumänische Post so geschwind,
Acht Rosse vorm Wagen und ist's nicht genug
Wir fahren zu zwölf, wie der Eisenbahnzug.
Dann brausen wir knallend und jauchzend herbei,
Auf zitternden Brücken, ins Dorf mit Geschrei!
Und Heidi! Juchheidi! Ihr Gäule voran!
Ihr lustigen Vögel! es fliege, wer kann!

Bei glühender Sonne, bei wirbelndem Staub,
In Wolken gehüllet, wie flatterndes Laub,
Denn führe man langsam, man wär schon erstickt —
Da jagen die Reiter, vom Berge geschickt,
Mit wehenden Mänteln, mit flatterndem Haar,
Die Büffel, die Schafe mit rasen sie gar,
Und Heidi! Juchheidi! Wohl tausend sind wir!
Das fliehet, wie Sturmwind, durchs weite Revier!

Und ist es im Winter, bei Schneesturm und Eis,
Da geht es im Schlitten, nicht Spur, noch Geleis;
Da sieht man das Wirthshaus am Wege nicht mehr,
Kein Graben, kein Pfeiler, nur Schnee, wie das Meer.

Den heulenden Wölfen, dem Rabengeschrei,
Dem schwindelnden Abgrund am Rande vorbei.
Und Heidi! Juchheidi! die Straße verfehlt,
Was thut es! man hat auf die Rösse gezählt!

Es strömet der Regen, der Bergstrom, empört,
Hat schäumend, in Wirbeln, die Brücke zerstört,
Und Wasser das Land, das mein Auge bestreicht,
Ein Waghals, wer jenseits das Ufer erreicht,
Um zehn Louisd'or und wir schwimmen hinweg,
Fast kugelt der Wagen, man stand auf dem Deck,
Doch Heidi! Juchheidi! wir schreien so laut,
Daß selbst vor uns Drachen das Wasser sich graut!

Und wenn wir vorüber den Leuten gejagt,
Da haben wir Manchem ein Scherzwort gesagt,
Noch hallt das Gelächter, schon fahren wir weit,
Die klingenden Glöcklein sind lustig Geleit.
Denn hätten die Rösse die Glocken nicht an,
Was hülfte beim rasenden Tempo bergan?
Und Heidi! Juchheidi! Nein langsamer, sacht,
Hier geht es bergunter, nur ruhig, bedacht.

Da stehen zwei Mägdlein, die sanft sich geküßt,
Ich zog meine Pelzmütz, hab freundlich gegrüßt:
Ich bitt Euch recht schön! o so gebet mir auch
Ein Bischen davon für mich hungernden Gauch!

Nicht Vater, nicht Mutter die hab ich, bin klein,
 O schenkt mir ein wenig und saget nicht nein!
 Und Heidi! Juchheidi! und hinter mir her
 Da hört ich sie lachen und sah sie nicht mehr!

Dort singt es vom Kloster mit Glockengeläut,
 Uns haben die Nonnen mit Blumen bestreut,
 Sie blicken so rosig aus schwarzem Talar,
 Die Augen, die haben hier Schleier sogar,
 Von seidenen Wimpern, die schlagen sie auf,
 Zur Labung dem Reiter nach durstigem Lauf,
 Und Heidi! Juchheidi! Sie schauen uns nach
 Und hoffen, daß uns es an gar Nichts gebrach!

Nun geht es bei Nacht in das Städtchen hinein,
 Und hell ist der Himmel von röthlichem Schein.
 Da stürmt es zu Pferde, zu Wagen heran,
 Mit brennenden Fackeln und rauchendem Span.
 So geht mit Knallen und Trappeln und Schrein
 Ein feuriger Knäul in die Hölle hinein,
 Und Heidi! Juchheidi! Durch Blumen und Licht,
 Durch Menschen und Pferde, noch stehen wir nicht!

Einst brach ich die Beine im Sturz auf einmal —
 Ich fuhr meinen König — es war mir fatal!
 Doch als nach drei Wochen zurück er gereist,
 Da saß ich im Sattel, der Herr sei gepreist!

„Da bist Du schon wieder!“ so sprach er zu mir.
 Ich lachte: Ja, Herr, denn Rumänen sind wir!
 Und Heidi! Juchheidi! dazu Postillon!
 Ich trag von Geburt sieben Leben davon!

Und wär ich gestorben, ich hielt es nicht aus,
 Ich müßte doch wieder ins Weite hinaus!
 Ich nähm die acht Zügel, die Peitsche zur Hand,
 Noch kaum in dem Sattel durchslög ich das Land,
 Das ging mir zu langsam, mit Näselsgefang
 Zu Grabe! der Reiter! Im Sarg würd mir bang,
 Und Heidi! Juchheidi! Vom Wagen hinab,
 Zu Pferd und ich führ mich Carrière zu Grab!

Rorandra.

Es jagt der Sturm die Wolken schwer
 Dem vollen Mond vorüber,
 Aufblitzend rauscht vom Thale her
 Der Seret laut herüber.

Bald dunkelt höllenschwarz die Nacht,
 Bald ist es blendend helle,
 Hoch vom Altane flüsterts sacht:
 „O schnell, Geliebter, schnelle!

„Dort in dem Wäldchen scharrt mein Hengst,
 „Das Wasser zu durchwaten,
 „Eh Du Dein Haupt den Häschern schenkst,
 „Für tausend Goldducaten!

„O Lascar, flieh! es harret Dein
 „Der Türken ganze Meute,
 „Mein Mann schloß sich mit ihnen ein,
 „Sie sagten deutlich: Heute!“

Es hatte zu der Holden leicht
 Der Kühne sich geschwungen,
 Bis ihn ihr weißer Arm erreicht,
 Ihn stürmisch hält umschlungen.

Zur Erde wallt ihr Rabenhaar
 Auf schimmerndem Gewande,
 Es loht ihr dunkles Augenpaar
 In ungestümem Brande.

„O küsse mich zum letzten Mal,
 „Wenn ich zum Tode reite,
 „Als Talisman, die Furth ist schmal,
 „Und düster droht die Weite!

„Es ist schon jetzt die Flucht mir leid,
 „Was soll ich Dich verlassen?
 „Es werden, die für mich bereit,
 „Mich hinterrücks erfassen!“

„Nein, flieh für mich, es hat den Fluß
 „Mein Renner oft durchschwommen,
 „Der ihn genau nicht kennt, der muß
 „Darin ums Leben kommen.

„Mir wars, es hat sich wo gerührt,
 „Laß nicht die Zeit verstreichen,
 „Ich habe Menschenhauch gespürt,
 „Für mich sollst Du entweichen!“

Sie drängt ihn fort; mit leichtem Sprung
 Rührt er die feuchte Erde,
 Ein rascher Lauf, ein Ruck, ein Schwung,
 Und flüchtig fort, zu Pferde.

Sie lauscht dem nieerreichten Thier,
 Verwünscht des Herzens Schlagen,
 Da hört sie herrisch hinter ihr
 Und rauh: Roxandra! sagen.

Sie fühlt den heißen Funkschloß
 Des Gatten sie durchbohren,
 Wie blitzerhell sieht ihr Geschick
 Hinfinkend sie: Verloren!

„Du mußt mich tödten, ja, Bogdan,
 „Ihm hab ich mich gegeben!“
 Doch kalt, gelassen, spricht der Mann:
 „Du irrst, ich laß Dich leben!

„Nur Deine Haare nehm ich mir,
 „Es hilft kein Sträuben, Wehren,
 „Ich that Dir weh, doch mußt ich Dir
 „Mir zu gehorchen, lehren.

„Des reichen Haares Teufelsmacht
 „Halt ich in meinen Händen,
 „Und will die ganze Seidenpracht
 „Zum Liebesgruß verwenden.

„Im Mondschein soll in meiner Hand
 „Er wehend sie erblicken,
 „Um seinen Hals schling ich das Band
 „Ganz fest, bis zum Ersticken.

„Nein, fürchte Nichts, mein Täubchen, er
 „Wird niemals Dich vergessen,
 „Und Dich verrathen nimmermehr,
 „Du hast ihn ganz besessen.“

Mit Lachen schwingt er sich aufs Roß,
 Und jagt, vom Sturm getragen,
 Allein dahin, um ohne Troß
 Den Flüchtling zu erjagen.

Mit Lascar keucht, im Wogenkampf,
 Der Renner in den Fluthen,
 In Wirbeln, Gischt und Schaum und Dampf
 Bis Maul und Flanken bluten.

Nun ist das Ufer doch erreicht,
Sekunden muß er rasten,
Um auf den Grund, der tief erweicht,
Mit Windeslauf zu hasten.

Doch wie zurück der Reiter schaut,
Da kämpft schon mit den Wellen
Der ihn verfolgt, weit mehr vertraut
Mit Wirbeln, Stromesschnellen.

Und Lascar spornt sein Roß; das war
Gespenstisch wildes Reiten,
Als wenn, von flüchtiger Wolfenschaar,
Auf Erden Schatten gleiten.

Und kürzer wird der Zwischenraum,
Jetzt zischt auf nassem Rasen,
Man hört der Hufe Trappeln kaum,
Nur weiter Rüstern Blasen.

Es fühlt der Flüchtling, wie sein Pferd
Beginnt, sich matt zu regen,
Da hält er plötzlich an und kehrt
Sich stolz dem Feind entgegen.

Das war ein Ruf, ein Krach, ein Prall,
Ein wildverschlungnes Ringen,
Ein Schwanken und ein dumpfer Fall,
In loser Zügel Schlingen.

Und Bogdan hält des Feindes Brust
Mit starkem Fuße nieder,
Und lacht: „Schau her, mein Freund, Du mußt
„Rogandra küssen wieder!“

Und Lascar sieht das theure Haar
Im Wind wie schwarze Schlangen:
Rogandra todt? — nun ist ihm gar
Die Lebenslust vergangen.

Er sagt kein Wort, er wehrt sich nicht,
Wie der die weichen Locken
Erdroffelnd um den Hals ihm slicht,
Er fühlt den Athem stocken.

Dann ist's vorbei; es beugt Bogdan
Sich zu dem Feinde nieder,
Bis er das Antlitz schauen kann
Und fühlt die todtten Glieder.

Und mühsam, vorsichtig entwirrt
Er nun der Haare Schlinge:
„Wie sich Rogandra freuen wird,
„Wenn ich den Liebsten bringe!“

Er theilt das Haupt mit einem Hieb
Vom Rumpf, und festgewunden
In seines Weibes Haare blieb
Am Gürtel es gebunden.

Dann jagt er, wie er kann, zurück,
Der Fluß ist höher, breiter,
Und trägt hinab ein großes Stück
Den wild verwegenen Reiter,

Und triefend tritt er bei ihr ein:
„Korandra, komm, es müssen
„Gar süß des Liebsten Lippen sein,
„Du sollst sie zärtlich küssen!“

Und von dem Gürtel löst das Haupt
Er aus dem blutgen Haare:
„Nicht wahr, das hast Du nicht geglaubt,
„Daß ich ihn Dir bewahre?

„Du giebst statt Lohn und Grabgeleit
„Ihm einen Kuß zur Stunde,
„Sonst schrei ich Deine Schande weit
„Hinaus, mit eignem Munde!“

Sie spricht: „Nun bin ich immer Dein,
„Seit Du mich Ihm gegeben,
„Ich küß ihn und ich bleibe Sein
„Fürs ganze, lange Leben!“

U r m .

Auf London liegt der Nebel
So schwer, so grau und dicht,
Man sah seit langen Wochen
Nicht mehr das Tageslicht.

Die Lampen in den Straßen
Wie glühnde Augen roth,
Es dröhnt und braust da ewig
Die Jagd nach Geld und Brod.

Man stürmt an seinem Nächsten,
Als wär er Luft, vorbei,
Wie fliehende Gespenster
Vorn ersten Hahnschrei.

Aus engster, düst'rer Gasse,
Aus siebenstöckgem Haus,
Da tritt ein bleiches Mädchen
Mit wirrem Haar heraus.

Ins dünne, schwarze Brusttuch
Hüllt sie sich frierend ein
Und sucht mit düstern Augen
Wie spät mag es wohl sein? —

Ihr Vater war ein Weber,
Der hütet sich zu Tod,
Es starb nach wenig Monden
Die Mutter auch vor Noth.

Und ihre ganze Habe,
Ihr Bett, ihr Tisch, ihr Schrank,
Die wurden fortgetragen,
Als sie ins Grab versank.

Wenn nun von ihrer Arbeit
Die Tochter kommt daher,
So starren nackte Wände
Sie an so öd und leer.

Still ist es, wenn sie eintritt,
Still wenn sie sich entfernt,
Die dunkeln Augen haben
Das Weinen längst verlernt.

Nur einen Freund besitzt sie,
Ihr letzter, einzger Trost,
Der steht heut sehr gefährdet
Im dichten Nebelfrost.

Ein duftiger Geranium, —
Sie denkt beständig dran,
Wie sie vor dem Erfrieren
Den Freund beschützen kann.

Denn jüngst hat sie verzweifelnd
So starr hinausgeblickt,
Bis sie mit blutger Stirne
Die Scheibe eingedrückt.

Nun strömt, in dichten Wellen
Der düstre Nebel ein,
Die feinen Finger fliegen:
Wie kalt mags draußen sein?

Und endlich geht zur Neige
Der Arbeitstag, sie eilt,
Statt Brod, Papier zum Kleben
Zu kaufen, unverweilt.

Es flackert in der Hand ihr
Der kleinen Kerze Schein,
So tritt sie bei dem Freunde
Mit bangem Herzen ein.

Der Nebel füllt das Zimmer,
Legt auf die Brust sich schwer,
Sie kniet vor dem Geranium
Und leuchtet drüber her.

Schwarz, schwarz sind alle Blätter,
Am Strauch nicht Eines lebt,
Die Augen werden trüber,
Die Lippe zuckt und bebt.

Sie sinkt an kalter Wand hin,
Vor Schluchzen springt die Brust
Ihr fast — noch kann sie weinen,
Nur hat sie nicht gewußt.

Dann springt sie auf: „Wie kindisch!
Wie lächerlich fürwahr!“
Sie schüttelt ihre Glieder
Und wühlt im feuchten Haar.

„Wohl bin ich brav geblieben,
Doch hungre ich dafür,
Es liegt, wills ich nur greifen,
Das Brod vor meiner Thür.

Ich kann ja, wenns genug ist,
Ins tiefe Wasser gehn,
Doch kalt und schwarz ist's Wasser —
Sie sagen, ich bin schön.

Die Habe zu verkaufen,
Geh ich in Nacht hinaus,
Mich treibt die Blumenleiche,
Die stille, aus dem Haus.“

Sie eilt durch Nacht und Nebel,
Bleibt an der Themse stehn,
Sie hört das Wasser wandern,
Doch kann sie es nicht sehn.

Sie hebt den Fuß: „Ein Sprung nur
Ins Nichts — ach wie verzagt!“
Sie zittert und entfliehet
Von himmen, wie gejagt.

Die Straßen auf und nieder,
Ihr Haar ist weiß bereift,
Es hat ein Trunkner lachend
Sie stieren Blicks gestreift.

Jetzt hebt sie einen Klopfer,
Und läßt ihn wieder los —
„Was thuts? Die arme Blume
Wird reifgedrückt blos!“

Dann klopft sie laut, am Hause
Durchwogt von Klang und Licht —
Auf London liegt der Nebel
Und Nacht, so schwarz und dicht.

Die Horen.

Der Sänger.

Im Thal ist's Nacht, die Nebel ziehn,
Die weiß im Mondlicht scheinen —
O könnt ich nur mir selbst entfliehn,
Und Freude mir erweinen!

Die Harfe klagt in meiner Hand,
Ein Zittern rührt die Saiten,
Ich seh, im lichten Duftgewand,
Gestalten mich umgleiten.

Sie steigen auf aus schwarzem Schlund
Urtiefer Felsenritzen,
Umschlingen sich und schweben rund
Um zackge Felsenspitzen.
Sind meinem Haupte sie entflohn?
Seid Ihr die Nachtgedanken,
Die kalt wie schattenbleicher Hohn,
Wahnwitzig taumeln, schwanken?

Die Hören.

Wir schweben, kreisen, ziehen fort,
Uns hemmt kein Ruf, uns hält kein Ort,
Wir sind der Herzschlag dieser Zeit,
Ein Tropfen Thau der Ewigkeit.

Der Sänger

Rings tönt um mich ein Geisterchor, —
Seid Ihr die Harfenklänge,
Die ich versucht, die ich verlor,
Die himmlischen Gefänge,
Die sich in meiner Brust gedrängt
Mit tödtlichen Gewalten,
Die mir entflohn und unbeschränkt,
Bahnbrechend sich gestalten?

Die Horen.

Wir sind das Jetzt, wir sind das Einst,
Was Du erhoffst, was Du beweinst;
Was Dich beslügelt, sind wir auch,
Dein lastend Leid, Dein Himmelshauch.

Der Sänger.

Ein leichtes Wehen fühl ich nah.

Die Horen.

Wie steht er so verlassen!

Der Sänger.

Lehrt kreisen mich auf Eurer Bahn!

Die Horen.

Mußt unsre Hände fassen.
Schwebe, fliehe, Menschenkind,
Laß Dein Leiden, laß das Glück,
Laß im Thal Dich selbst zurück,
Werde Geist, wie wir es sind.

Der Sänger.

Es hebt mich vom Boden,
Es weichen die Wände,
Bin raum- und gewichtlos,
Mich tragen die Hände,

Mich wehen die Winde,
 Mich leiten die Lüfte,
 Und schwindellos schau ich
 In gährende Klüfte.

Eine Hore.

Ich spende Dir Blumen.

Zweite Hore.

Bring Wohllaut Dir dar.

Dritte Hore.

Ich kränze mit Lorbeer
 Dein lockiges Haar.

Der Sänger.

O macht mich leicht und frei!
 Löst mir die Erdenbände,
 Daß ich, im Lichtgewande,
 Nur Klang und Schauen sei!

Die Horen.

Willst Du sein was Geister sind,
 Mußt Dich selbst, die Welt vergessen,
 Was Du littst, was Du besessen,
 Nicht erinnern, Menschenkind!

Der Sänger.

Vergessen? ach! mit Eiseslast
 Drückt mich Erinnerung nieder,

Ich fliehe sie mit wilder Hast,
Doch eisern hält sie mich umfaßt,
Zerbricht mir Herz und Glieder.

Vergessen? ach! ein Erdensohn
Kann kein Vergessen trinken,
Vergiftet ist sein Schmerzenslohn,
Mißfliegend schrillt sein Freudenton,
Er sieht Erinnerung winken.

Die Horen.

Die selige Stunde schon eilt sie vorüber,
Der Morgen will grauen, das Mondlicht wird trüber,
Dein harren die Ketten, Dein harren die heißen,
Verzehrenden Schmerzen, Dein Hirn zu zerreißen.

Der Sänger.

Ich höre noch den Himmelschor
Mir Unverständnes singen,
Ich sehe noch, im Nebelflor,
Den Strahlenreigen schwingen.
Mir ist's, ich schwebte eben noch
Als Geist, an ihrer Seite,
Und bin in Felsennächten doch,
Allein, in stummer Weite.

Die Horen.

Uns hemmt kein Ruf, uns hält kein Ort,
Wir schweben, ziehen, wogen fort,

Vergänglich wie das Traumgesicht,
Vom Tag zur Nacht, aus Nacht zum Licht.

Der Sänger.

Nur Hohn ist, Wahn und Lug und Trug
Mein Ahnen und mein Schauen,
Mondschatten mein Gedankenzug,
In dem die Nebel thauen,
Ein Nichts, wie Wind und Wolkenflug,
Beim matten Tagesgrauen.

Die Horen.

Wir sind der Herzschlag dieser Zeit,
für ewig und in Ewigkeit.

Ihr Sohn.

Drauß bebt die Luft vor Schwüle,
Doch kühl der weite Saal,
Drin sitzt auf hohem Pfühle
Der König beim Pokal.

Es spielt in weißem Barte
Die Hand, sein Auge blizt,
Die Königin, die zarte,
Steht auf den Stuhl gestützt.

Ihr graues Auge funkelt,
Ihr Haar ist schwarze Gluth,
Und um die Brauen dunkelt
Gedankenschwere Gluth.

Mit vorgestreckten Händen
Und tastend stillem Gang
Kommt an des Saales Wänden
Ein schönes Kind entlang.

Die Königin erbleichet,
Dem König bebt der Bart:
„Mein einzger Knabe schleichet
„Heran nach Blindenart.

„Für welche meiner Sünden
„Ward mir so schwerer Schlag?
„Ich sinn es zu ergründen,
„Vergebens Nacht und Tag.

„Dem Glücke möcht ich fluchen
„Denn mich verhöhnt es blos?“
Des Knaben Finger suchen
Des Vaters Hand und Schooß.

Sein Antlitz voller Schöne,
Von Goldgelock umwallt,
Neigt er, als ob ihm Töne
Von fern ins Ohr gehallt.

„Wo ist die Mutter?“ fragt er,
 „Hier bin ich, Kind, bin hier!“
 Er lächelt, doch nicht schlägt er
 Die Augen auf zu ihr.

„In unsers Schlosses Nähe“,
 Ruft er, — „war ein Gesang,
 „O Mutter! der that wehe!
 „Ich sing Dir, wie der Klang!“

Der schöne Knabe singet
 Ein Lied von Schmerz und Lust.
 Der bleichen Frau zerspringet
 Vor Seufzen fast die Brust.

Sie drückt die schmalen Hände
 Auf Mund und Angesicht,
 Daß ihr Gemahl nicht wende
 Sein Haupt, sie frage nicht.

„Man hole mir den Sänger“ —
 Der König rufts, — „herbei,
 „Daß er dem Kinde länger
 „Ein Freudenbringer sei!“

Es tritt vom Sonnenlichte,
 Der Sänger in den Saal,
 Im Blick, im Angesichte
 Ein glühnder Himmelsstrahl,

Der ist zur holden Frauen
Wie Göttergruß geschweift,
Und hat, im Niederschauen
Das schöne Kind gestreift.

Es drängt in dichtem Kreise
Der ganze Hof ihm nach,
Die Harfe tönt und leise
Ruft sie ein Träumen wach.

Es flüstert durch die Saiten
Dem Weinen abgelauscht,
Aus längst verflungenen Zeiten, —
Dann sind sie aufgerauscht.

Hinströmt wie Meereswogen,
Wie Glockenton der Sang,
Wie Sturmwind hingezogen,
So wild, so tief, so bang.

Er singt von ewigen Minnen,
Die Königin blickt wild,
In weltverlorenem Sinnen,
Des Schmerzes Marmorbild!

Nur einmal flammt in Wogen
Ihr Blut aus seinem Pfad,
Wie, von dem Klang gezogen,
Ihr Kind dem Sänger naht.

Der schaut zum Knaben nieder
 Deß Hand die Saiten streicht,
 Und zu der Frauen wieder;
 Und wanke und erbleicht.

Der König starrt so düster,
 Sie steht in stummer Qual,
 Es hebt und senkt Geflüster
 Wie Wind, sich durch den Saal.

Es blizt ein zündend Lohen:
 „Sing noch!“ so fleht das Kind:
 Durch Wetterwolken drohen
 Ein sanftes Leuchten rinnt.

Als hätt in Todesnöthen
 Das Lied der Nachtigall,
 Mit seinem sanften Flöten,
 Gehemmt der Hölle Schwall.

Als wollt er von dem Bösen,
 Von Sündenqual befrein,
 Das bange Weib erlösen,
 Setzt nun der Sänger ein.

Er singt, als gälts das Leben,
 Er singt mit Sphärenton,
 Die rothen Lippen beben
 Dem blinden Königssohn.

Es schweigt das Lied und weiter
Gehts flüstern durch die Reihen,
Der Knabe horcht und heiter,
Glückstrahlend nickt er drein.

Und finst'rer blickt der König,
Es zuckt sein Angesicht:
„Was murmeln sie vieltönig?
„Sag Knabe, was man spricht!“

— „Sie sagen, ich soll gleichen
„Dem Sänger auf ein Haar,
„Dem holden wunderreichen
„Bis auf sein Augenpaar!“

Des Knaben Wort verhallte,
Im Saal wirds grabesstumm,
Und schweigend blickt der Alte
Nach seinem Weib sich um.

Sie senkt vor dem Gemahle
Den Blick, und steht wie Stein,
Ein Schauer weht im Saale,
Der Knabe lacht allein.

Der König siehts; — ein Lachen
Umkräuselt seinen Mund,
Des Höllengeists Erwachen
In seiner Seele Grund.

„Auf daß der Sänger gleiche
 „In Allem jenem Kind,
 „So sei der Wunderreiche
 „Vor mir von Stund an blind!“

Der König hat geendet,
 Die Sühne wird vollbracht,
 Der Sänger schleicht geblendet
 Hinaus, in ewge Nacht.

Calafat.

Die Donau strömet breit dahin,
 So kraftbewußt, so ruhevoll;
 Sie hält das Land im Arme fest
 Und hats an weiche Brust gepreßt,
 Deß Marken sie beschützen soll.

Widin und Calafat die stehn
 In Abendsonnengluth getaucht,
 Die Ruhe athmet überall —
 Da zuckt ein Blitz, da dröhnt ein Knall,
 Die Erde bebt, das Wasser raucht.

Es zischen in die goldne Fluth,
 Es sausen durch die Lüfte schwer,
 Aus schwarzen Schlünden ausgesandt,
 Als Brudergruß, von Land zu Land,
 Die mächtgen Bomben hin und her.

Hoch oben, auf der Batterie
Steht König Karl so ruhig da;
Ihr Mannen, schaut den Tod nur an,
Der Führer selber denkt nicht dran,
Was ihn umringet drohend nah.

Er schaut mit ernstem Angesicht
Hinaus, und denkt, obs ihm wohl glückt,
Daß er Widin mit seiner Schaar
Bestürmt, daß er die Donau gar
Für seine Helden überbrückt.

Da fracht es einen Schritt von ihm
Und splitternd sprüht es um ihn her;
Sie schaun erschrocken auf und sehn,
Dort oben ihren Führer stehn,
Allein, im Feuermeer.

Der Eine schlug entsetzt das Kreuz,
Der Andre stürzte in die Knie;
„Der Fürst! ach unser Fürst verletzt,
„Der Steuermann, den Nichts ersetzt,
„Und Niemand!“ jammern sie.

Doch hoch die Mütze schwingend rief
Er hell und laut, aus starker Brust:
„Hurrah! das ist Musik für mich,
„Die hab ich gern, die kenne ich,
„Nach dieser hatt ich Lust!“

Die Donau hat den Ruf gehört
Ihr lacht das Herz, sie kennt den Ton,
In ihren Wellen singt es jung,
In zärtlicher Erwiderung,
Dem Hohenzollernsohn!

Ein Sohn fürs Vaterland.

Es prasseln die Granaten
Herab auf Stadt und Land,
Zerhacken alle Saaten,
Entzünden Brand auf Brand.

In dichten Rauch verhüllet
Zieht matt die Donau hin,
Ein Krachen rings umbrüllet
Die müde Wanderin.

Sie hört ein wirres Klagen,
Als jammerte die Stadt,
Sie schaut ein wildes Jagen —
Es rennt wer Füße hat.

Es will mit ihrem Knaben
Im Arm, die Mutter fliehn,
Die Todeschrecken haben
Ihr Flügel heut verliehn.

Ob auch ihr Herz erzittert,
Sie fliegt den Weg entlang, —
Da heult es, braust und splittert
Ganz nah, mit Donnerklang.

Sie hört ein leises Jammern,
Der Knabe wird so schwer,
Sie fühlt ein banges Klammern,
Dann weht kein Seufzer mehr.

Vorüber ist ihr Hoffen,
Vorbei ist Glück und Lust —
Zum Tode ward getroffen
Das Kind an ihrer Brust.

Es ist vor Jenen allen,
Die in den Kampf gesandt,
Im Mutterarm gefallen,
Ein Sohn fürs Vaterland!

Auf dem Ball.

Er kam ganz nahe zu mir heran,
Und weil ich hinweg mich wandte,
So rührte leise mein Kleid er an:
„Sind wir nicht alte Bekannte?

„Hier meine Frau!“ Da stand sie dicht
Und war so häßlich zu schauen,
In glitzernden Steinen, in Puß und Licht
Die glücklichste, reichste der Frauen.

Und nun ist er reich und er hat auch ein Haus,
Betreifte Diener und Wagen,
Und sieht so elend, so elend aus,
Als könnt er sein Glück nicht tragen!

Sie lachte so laut und erzählte mir
Und hat mit dem Blick mich erstochen,
Ich stand erschrocken und bleich vor ihr
Als hätt ich was Schweres verbrochen.

Ach wer im großen, rauschenden Saal,
Wer kann mir die Sünde vergeben!
Ich hab ihn geliebt Deinen jungen Gemahl,
Ich hab ihn geliebt wie mein Leben!

Und noch viel größere Sünde war
Daß ich so arm bin und Waise,
Daß Augen, Zähne, Gestalt und Haar
Kein Geld sind noch Tranß und Speise.

Ich wollt ihr sagen: Er ist ja Dein,
 Ich hab es genug gesehen —
 O bitte! laß mich vergessen sein! —
 Rings war ein Schwirren und Drehen.

Es rauschte so wild die Musik und warm
 Wie Feuer war Brust und Zunge,
 Sie legte die Hand mir schwer auf den Arm:
 „Nicht war welch ein guter Junge!

„Er ist gehorsam, er fliegt für mich,
 „Ich hab es besser verstanden,
 „Man sagt er flatterte fürchterlich,
 „Ich halt ihn gänzlich in Banden!“

O wäre die Qual, nur die Qual vorbei,
 Dies heiße, tödtliche Hassen,
 O könntest Du flattern noch froh und frei —
 Dann wär ich gerne verlassen!

Da wollt er tanzen mit mir! — ich sprach,
 Ich sei sehr leidend gewesen,
 In großen Schmerzen, noch etwas schwach,
 Erst heute gänzlich genesen!

Die Nornen.

Laß, Schwester, weiter die Spindel drehn,
Die Reiche kommen, die Reiche gehn.

Einst war den Göttern die ganze Welt,
Was athmete unter dem Himmelszelt,
Das hat sich ihnen in Demuth gebeugt,
Sie haben ein Heldengeschlecht erzeugt.
Sie haben geliebt, gezecht, gesungen,
Walhallas Hallen sind laut erklingen,
Doch endlich würgten sich Alle zusammen
Und gingen unter in Weltbrandflammen.

Laß, Schwester, weiter die Spindel drehn,
Die Reiche kommen, die Reiche gehn.

Da kam von Süden, in Kampfeswuth,
Weithin sich wälzend die Menschenfluth,
Mit schwarzen Augen und dunklem Haar,
Mit glatter Zunge und mächtigem Nar;
Sie hatten die höchsten Höhen erstiegen,
Und blieben nun auf dem Ruhbett liegen,
Ihr Gott die selig wogende Stunde —
Sie gingen an Schlemmerei zu Grunde.

Laß, Schwester, weiter die Spindel drehn,
Die Reiche kommen, die Reiche gehn.

Nun strömten von Osten die Horden ein,
Breitknochig, windschnell und gelb und klein,
Die Länder rollten im Sturm sie auf,
Und schoben sie fort, in gewaltgem Lauf;
Nach Westen sind alle die Völkerwogen,
Wie Meereswellen, im Strom gezogen,
Bis sie zerschmettert ein mächtger Streich,
Und ihnen entstiegen ein neues Reich.

Laß, Schwester, weiter die Spindel drehn,
Die Reiche kommen, die Reiche gehn.

Und endlich fürchte den Ocean,
Nach neuen Ländern ihr morscher Kahn;
Sie hielten dort Einzug mit Feuer und Schwert,
Den Wilden haben sie Sitten gelehrt;
Sie wühlten und rafften mit scharfen Krallen,
Und sind der Habgier zum Opfer gefallen,
Das Gold war ihr Göze, Gewinn ihr Beginnen,
Durststillend hießen nur Blut sie rinnen.

Laß, Schwester, weiter die Spindel drehn,
Die Reiche kommen, die Reiche gehn.

Um Gott und Kirche im alten Land
Ist dann entglommen ein Höllenbrand,
Drinn sank der Kirche glänzende Nacht,
Drinn ward der Zweifel, der Wahn entfacht.

Sie beteten hüben, sie beteten drüben,
 Daß sie der Wahrheit Feinde zerhüben;
 Es mußte, durch tausend und tausend Leichen,
 Zuletzt die Kirche den Kirchen weichen.

Laß, Schwester, weiter die Spindel drehn,
 Die Reiche kommen, die Reiche gehn.

Nun tobt der Kampf gar lange schon,
 Von Arm und Reich, von Volk und Thron,
 Es ward enthauptet, gebrannt, verbannt,
 Und Völker zu einer Schlacht verwandt;
 Ein ganzes Jahrhundert währt nun das Wüthen
 Doch wachsen stille des Geistes Blüthen.
 Sie werden endlich den Sturm besiegen,
 Um dann von Neuem zu unterliegen.

Laß, Schwester, weiter die Spindel drehn,
 Die Reiche kommen, die Reiche gehn.

Auf Idas Gipfel da sangen die drei,
 Und Unten tobte die Welt vorbei;
 Die Wanderwolken, die hörten zu,
 Die Berge schwiegen in eiser Ruh!
 Die Meereswellen, die wogten weiter,
 Des mächtigen Gesangs Begleiter,
 Die Winde trugen mit starkem Rauschen
 Die Klänge hin durch der Welten Lauschen.

Laß, Schwester, weiter die Spindel drehn,
 Die Welten kommen, die Welten gehn.

Die Walkyre.

Der Kampf war aus und die Nacht brach an,
Den Plan bedeckten die Leichen,
In seinem Blut lag ein junger Held,
Deß Schöne war ohne Gleichen.

An seinem Hals ein Geschmeide hing,
Das hielten die Finger umschlossen,
Ein Blutstrom aus seinem Herzen hat
Sich heiß darüber ergossen.

Auf weißem Rosse da jagt es heran,
Aus den Wolken stürzt es sich nieder,
Die Augen strahlen, es lacht der Mund,
Es schwellen die herrlichen Glieder.

„Du Heldenjüngling! nun bist Du mein!
Für mich bist Du heute gestorben,
Ich löschte Dein Auge, ich führte den Speer,
Ich hab Dich getödtet, erworben!“

Und zärtlich hebt sie den Leichnam auf,
Ist durch die Wolken entflohen;
Sie küßt ihm die Augen, die Stirne den Mund:
„Wach auf, zu dem Leben, dem frohen!“

Da wacht er auf, und entsezensbleich
 Erblickt er die schöne Valkyre:
 „Wo trägst Du mich hin?“ „Da wohnet das Glück
 Und Wonne, wohin ich Dich führe!

Dein wartet die Liebe, Dein harret die Lust,
 Und Schönres als je Du besessen!“ —
 „Auf Erden da hab ich mein treues Lieb,
 Das kann ich nimmer vergessen!

Umsonst umfängt mich Dein weicher Arm,
 Umsonst ist Walhallas Entzücken,
 Du kannst aus dem Herzen ihr süßes Bild
 Nicht schmeicheln, nicht küssen, noch pflücken.“

„Du Undankbarer! so will ich zur Stell
 Lebendig dich wieder ihr geben,
 Doch was Du auch schauest, wie sehr es Dich reut —
 Ich scheide! Du bleibest am Leben.“

Da jagen sie hin, durch die schwarze Nacht,
 Auf dem windschnell fliehenden Rosse,
 Und stehen bald auf dem breiten Altan,
 Vor ihrem Fenster, im Schlosse.

Drimm klingt es von Singen und Saitenspiel,
 Das Fenster erglänzet vom Lichte,
 Und sie sitzt drinnen und lacht so hell,
 Mit Grübchen im schönen Gesichte.

Und vor ihr kniet mit lockigem Haar,
Auf weichem Kissen der Sänger,
Sie legt ihm den Arm um den Nacken fest,
Und küßt ihn länger und länger.

Der draußen stehet, der wendet sich ab,
Er taumelt auf matten Füßen:
„Nimm mich von hinnen!“ Da lachts aus der Höh:
„Walhalla läßt Dich grüßen!

Walkyren sind Dir nicht liebenswerth?
Nun hast Du, was Du begehret.
Ich habe Leben und Kraft und auch
Dein süßes Lieb Dir bescheeret!“

Da schleudert ins Zimmer er das Geschmeid,
Ist in die Nacht dann verschwunden,
Und sucht im dichtesten Schlachtgewühl,
Umsonst nach tödtlichen Wunden.

Louis Napoléon.

Die Wache heraus: geschwind, geschwind!
Wie stürmet die Menge zum Schauen:
Vorübergeflogen ist Frankreichs Kind
Mit der schönsten von Frankreichs Frauen.

Wie grüßen sie hold in dem höchsten Glück,
Liebreizend geschmückt und gezieret,
Vom Fenster da schaut mit zufriednem Blick
Der Mann, der die Welt regieret.

Nach ruhmvollen Thaten erblüht, gedeiht
Sein Land in dem Frieden, dem süßen,
Und Groß und Gering liegt Weit und Breit
Bewundernd Frankreich zu Füßen.

Doch Ehrgeiz verzehret die Kaiserin,
Sie möchte noch Größeres haben,
Die ganze Erde sie legte sie hin,
Als Spielzeug, dem einzigen Knaben.

Sie fleht und drängt beredt zum Krieg,
Erzürnt ob des Kaisers Jagen:
„Laß Ruhm Dich krönen und Sieg auf Sieg,
Du wirst dann auf Händen getragen!“

Trotz Löwenmuthe fällt Frankreichs Heer
In heißen und blutigen Schlachten,
Versunken ist in des Unglücks Meer
Des Ehrgeiz Dichten und Trachten.

Der Kaiser gefangen, sein Weib, sein Kind
Verhöhnet, verlassen, entflohen,
Die Tuilerien, das Rathhaus sind
Verbrannt vom Pöbel, dem rohen.

Die flammen wälzen sich durch die Stadt,
Die Feinde durch blühende Gauen,
Der Thron und Ehre verloren hat,
Ist nun am Pranger zu schauen.

Der legt sich stille zum Sterben hin,
In fremder Erde begraben,
Man schmäht und brandmarkt die Kaiserin
Und schilt verächtlich den Knaben.

„Napoleoniden sind feige all,“
Ruft Einer in giftiger Rede,
„Sie scheuen das Blut und das Kugelgeknall,
Sie hassen die ehrliche Fehde.“

Hoch schäumt der Zorn in dem Kaisersohn,
Er ruft: „Ich will es Euch lehren,
Wohl ist mir verwiesen die Heimath, der Thron,
Den Namen, den sollet Ihr ehren!“

Von siebenzehn Lanzen zerrissen, zerhaun,
Liegt todt, der die Worte gesprochen,
Am Cap hat der Held ohne Zagen und Graun,
Den Schimpf seines Namens gerochen.

Der einsame Mann auf Sanct Helena
Hat Grüße dem Jüngling gesendet,
Der einsamen Mutter, der das geschah,
Hats Herz sich im Leibe gewendet.

Der große Held und die Seinen sind
 Erloschen auf fremder Erde —
 Die Wache heraus! auf daß Frankreichs Kind
 Mit Ehren begraben werde.

Klaglos.

Die Königin lieblich und milde,
 Sie lächelt für ihren Gemahl,
 Sie lächelt dem grüßenden Volke,
 Sie lächelt den Gästen im Saal.

Wer sah die Fluth ihrer Thränen,
 Die einsam ihr Kissen benetzt,
 Wer ahnt wie bitter ihr Herze,
 Wie tief gekränkt und verletzt.

Die Herren vom Hof und die Damen,
 Die fragen einander sich leis:
 Obs wohl die Königin siehet?
 Obs wohl die Königin weiß?

Der Pavillon in dem Garten,
 Darinnen sie täglich spaziert,
 Der wurde doch neulich geöffnet,
 Und reizend geschmückt und geziert.

Wohl muß sie beständig vorüber,
Doch hat noch kein Wort sie gesagt,
Sie hat auch hinein nicht geblicket,
Und hat auch gar Nichts gefragt.

Die Königinnen die sehen
Ja nicht, wenn ihr Herze verliert,
Sie werden auf Grüßen und Lächeln
Und Redensarten dressirt.

Einst wandelt sie wieder im Garten,
Vorüber am Pavillon,
Drauß strömt es mit Schmetter und Trillern
Und flöten im herrlichsten Ton.

Mit mächtger Götterstimme
Singt süß es und fernhin und lang,
Die Königin wendet ruhig
Den Schritt in den nächsten Gang.

Die Damen, die sie begleiten,
Neugierig nach ihr spähn,
Doch können sie kein Erblicken,
Kein schmerzlich Zucken sehn.

Der König am andern Morgen
Erscheint beim Frühstück galant,
Er fragt, wie sie geschlafen,
Und küßt die zarte Hand.

„Sire,“ spricht sie sanft und leise,
Mit ruhigem Gesicht,
„Die Augen kann ich schließen,
Jedoch die Ohren nicht.“

Am andern Tag verschlossen
Und still ist's Gartenhaus —
Die Königin grüßt freundlich,
Und sieht wie gestern aus.

Um See.

Die Nacht ist lau, im Mondlicht glänzt
Der See durchs Rohrgeflechte, —
Da jagt ein Renner durch den Wald,
Was hält der Reiter mit Gewalt
In eisenstarker Rechte?

Ein Mägdlein ist, in Weiß gehüllt,
Der Reiter ein Tartare,
Er schließt die Zähne knirschend fest,
Und lacht, wie er sie an sich preßt,
Umwogt von ihrem Haare.

Die Hufe sind im Wald verhallt,
Nun rast, auf weichem Grunde
Der Hengst dahin; der Reiter drückt
Die Sporen ein, zum Hals gebückt,
Sieht scheu er in die Runde.

Nun muß er an dem See vorbei,
Da rauscht aus dichtem Rohre
Ein Speer hervor, aus sicherer Hand,
Und trifft den Hengst am Wasserrand
Eindringend unterm Ohre.

Hoch bäumend überschlägt das Thier
Sich und begräbt den Reiter,
Das Mägdlein fliegt aus seinem Arm,
Und gleitet, sonder Weh und Harm,
Am feuchten Abhang weiter.

„Getroffen!“ ruft der Schütze hell,
„Den hab ich gut gebettet!
„Duduia, meine süße Braut!
„Eil, eil zum Kahn, der Nebel thaut,
„Im Duft bist Du gerettet!“

Mit starken Stößen fliegt er hin,
Der leichte kleine Nachen;
Da gelst vom Ufer her ein Ton,
Der Räuber spannt den Bogen schon
Und ruft mit Hohn und Lachen:

„Noch niemals flog mein Pfeil vorbei,
„Mir wird es leicht gelingen,
„So sicher, wie auch Du gezielt,
„Der Maid vorbei — Du hast verspielt —
„Dich soll der See verschlingen.“

Doch wie der Pfeil entschwirret, ist
 Dudaia aufgesprungen,
 Und knieend hat das holde Weib,
 Ihn schirmend mit dem zarten Leib,
 Den Liebsten fest umschlungen.

Der Räuber siehts zu spät, — ein Schrei
 Entringt sich seiner Kehle,
 Die zarte Brust durchbohrt der Pfeil,
 Ein Blutstrom quillt — hier giebt's kein Heil —
 Es flieht die junge Seele.

„Gerettet!“ flüstert lächelnd sie,
 Mirtscha, mit meinem Leben!
 Mein Liebster! Ach! wie sterb ich leicht
 für Dich! Er hat Dich nicht erreicht —
 Dir hab ich mich gegeben!“

Seit jener Zeit erscheint zur Nacht,
 Aus silberhellen Wogen
 Aufsteigend, schön, ein Frauenbild,
 Das weint und winkt und lächelt mild
 Und ist in Duft verflogen.

Auf dem Posten.

Die Orgel verstummt, die Predigt hebt an,
Die Gemeinde schweiget und lauscht
Dem alten Predger, dem treuen Mann,
Der wohl geredet und wohl gethan,
Und draußen stürmt es und rauscht.

Die Einden ächzen und biegen sich
Und Donner durchtost den Dom,
Dann fährt es nieder, wie Lanzenstich,
Es zuckt und leuchtet, so fürchterlich,
Ein rasender Feuerstrom.

Und in der Kirche ist dunkle Nacht,
Von blauen Blitzen erhellt,
Ein jeder hat an sein Heim gedacht,
Wies tost und prasselt und dröhnt und fracht,
Das Schreien der Weiber gelst.

Doch auf der Kanzel der Pfarrer spricht:
„O habt doch Vertrauen und Muth,
Und bligt und hagelt es noch so dicht,
Eh Gott nicht will, so triffts Euch nicht,
Ihr steht in Gottes Huth!“

Kaum hat er das letzte Wort gesagt,
Da hat die Kirche gewankt,
Man hat nicht zu schreien, zu athmen gewagt,
Wie der Thurm zerschmettert herniederjagt,
Die Kanzel bebet und schwankt.

Und still wirds plötzlich, die Sonne dringt
Zu den zitternden Menschen herein,
In weiter Ferne der Donner verflingt,
Da haben sie ängstlich die Kanzel umringt:
Wo mag nur der Prediger sein?

Der liegt dort oben mit heiterm Gesicht,
Von weißen Locken umspielt,
Sein Stündlein war kommen, er wußt es nicht,
Im schönsten Amte, erfüllter Pflicht,
Auf ihn allein war gezielt.

Die große Glocke, die fiel zugleich,
Die so lang dort oben geschwebt,
Sie rief ihn immer, so voll, so weich,
Mit letztem Klange ins Himmelreich,
Und hat ihn nicht überlebt.

Der Mutter Brief.

Aus ihrem Fenster schauet
Die junge Frau hinaus:
Gleich wird gewiß er kommen,
Mein Mann ist nicht zu Haus!

Er hat mich so gebeten —
O hätt ichs doch versagt!
Noch bin ich ohne Flecken,
Mein Herze wagt und jagt.

Ist er schon jetzt gekommen?
 Und hab ichs nicht gesehn?
 Ach nein: mit einem Briefe,
 Sieht sie den Diener stehn.

Im Dämmerlicht erkennt sie
 Der Mutter Handschrift: Nun
 Ist keine Zeit zum Lesen,
 Doch läßt er mich nicht ruhn.

Dort auf dem Tisch soll liegen
 Er, daß er mich beschützt; —
 Nein, hier in meiner Tasche,
 Daß er mein Wanken stützt.

Nein, auf dem Busen besser,
 In meines Herzes Näh!
 So fühl ich ihn, nein, ruhlos
 Bleib ich, bis ich ihn seh.

Sie reißt ihn auf: „Mein gutes,
 Mein einziges, theures Kind,
 Heut wardst Du mir geboren,
 Und ob die Zeit auch rinnt,

So werd ich ewig hören
 Den ersten Kindeschrei,
 Der geht, im Mutterherzen,
 Ja nimmermehr vorbei.

Es läuteten die Glocken,
Vorüber war die Qual,
Ich hielt in meinen Armen
Mein Kind, zum ersten Mal,

Und dieses Glockenläuten
Umtönt Dich fort und fort,
Es klinget durch Dein Leben,
Es mahnt an jedem Ort.

Dir werde eine Tochter,
Wie Du mir bist, geschenkt,
Die niemals Dich betrübet,
Die nie Dein Herze kränkt."

Mit einmal steht der Diener
Vor ihr: Ein Herr ist drauß.
Da spricht, mit fester Stimme
Sie ruhig: „Nicht zu Haus!"

Der Verbrecher.

Er hatt eine Tochter und eine Pension,
Sie lebten gar ärmlich und elend davon;
Sie hatt einen Schatz und hätt ihn gefreit,
Wär nur ein winziges Sümnmchen bereit,
Um den Haushalt damit zu beginnen.

Da ging er zum Juden: „Was giebst Du mir?
Auf zehn Jahre verkaufe ich Dir
Von heut ab meinen Pensionsgehalt!“
„Der Herr ist nicht kränklich, nicht schwach, nicht
alt?“
„O nein! schau mich an nur, wie kräftig!“

Mißtrauisch zählt der das Geld ihm aus,
Und zieht die Stirne, die Lippe fraus,
Und seufzet immer: „S'ist sehr riskirt!
Wenn Euch nur niemals ein Unglück passirt!
Bedenket! Ihr seid mir verfallen!“

Vom Juden eilt er aufs Tribunal,
Die ganze Summe als Kapital
Hat für die Tochter er hingelegt,
Er sprach so eilig und schrieb bewegt,
Und ist von dannen gegangen.

Er lief hinaus, vor des Städtleins Thor,
Und zog aus der Brust die Pistole hervor:
„für Dich Meineidger werd ich und Dieb
Und Mörder, Dir mein Kind zu lieb,
Dein sichres Glück zu begründen!

Ich scheide von Dir ohne Abschiedsgruß!“ —
Da fracht verhallend ein einzger Schuß,
Und der ihn geschossen liegt steif und todt;
Ins Gras hin träufelt sein Herzblut roth,
So ward er am Abend gefunden.

Und bei der flackernden Kerze Schein,
In dunkler Nacht bei der Leiche allein
Da kniet die Tochter und weint und klagt,
Der Kirche Beistand, der ist ihr versagt —
Wird hungern und betteln sie fürder?

Auf fliegt die Thür und ein fremder Mann,
Mit langen Locken und langem Kasten,
Mit blutrothen Augen, die Säufte geballt,
Stürzt auf die Leiche und mit Gewalt
Beginnt er, sie wüthend zu schütteln.

„Mein Geld! mein Geld! o mein Geld!“ so schreit
Er laut und lauter, es hallet weit.
Da sieht er die Tochter so starr wie Stein,
Und geisterbleich, bei der Kerze Schein,
Zu Häupten des Sarges stehen.

„O Fluch Dir! Fluch auf Dein junges Haupt:
Mich hat Dein Vater betrogen, beraubt,
Des armen Mannes Erwerb ist Dein —
In Deinen Händen soll Sand er sein,
Und glücklos all Dein Beginnen!“

Fort rennt der Fluchende: „Vater sprich!
Um mir zu helfen, erschoffest Du Dich?
O Vater! Vater! welch bittre Qual!
Für Dich ging betteln ich tausendmal!“ —
Doch stumm und starr lag die Leiche.

Das Standbild.

Der schottische Sänger, des Hochlandes Zier,
Der war mit Thränen zu Grabe getragen,
Doch seine Lieder, die sang man fort,
An jedem Orte, an allen Tagen,
Und heute sollte, für alle Zeit,
Zu seiner Ehre ein Standbild ragen.

Dicht ist die Menge, der Redner spricht
Von Burns, dem Liebling, dem großen Sänger,
Und von der Noth, die so schwer ihn drückt,
Vom vielen Hunger, dem bittren Bedränger,
Doch von des Dichters Unsterblichkeit
Sprach wohlgefällig er lang und länger.

Des Dichters betagtes Mütterlein
Steht unterm Volke, mit feuchten Blicken,
Des Redners Worte begleitet sie
Mit leisem Murmeln und stummem Nicken,
Aus tiefem Herzen hört, dann und wann,
Man leise sie einen Seufzer schicken.

Doch wie den hüllenden Schleier sie
Von seinem Standbild sieht niederschweben,
Da ruft sie laut, aus der Menge heraus,
Mit erhobenen Händen, die leise beben:
„Ah! Robert! Robert! Du batest um Brod —
Und sie haben Dir einen Stein gegeben!“

Ein Kriegsbild.

I.

Nach blutgen Schlachten Reih an Reih,
Der Helden Lager stehn,
Manch Lebensflämmchen steigt und fällt,
Auslöschend wills vergehn.

Gar feine Frauen wandeln leis
Und hülfreich hin und her,
Es wohnet heitre Ruhe hier,
Wenn auch die Wunden schwer.

Ein Jeder rühmt die kühnste That,
Vergift drob seine Pein,
Nur einer von der tapfern Schaar
Blickt staar und schweigt allein.

Er stöhnt nicht, klagt nicht, sondern knirscht
Nur mit den Zähnen, schweigt
Mit abgewandtem Blick, bis ihm
Der Tod ans Herze steigt.

Da winkt mit matter Hand er leis
Die Pflegerin heran:
„Die Fürstin muß ich sprechen, ihr
Allein ich beichten kann.“

Mitleidgen Augs die Fürstin tritt
 Uns Bett zu ihm; doch er
 Stürzt auf die Kniee vor sie hin,
 Wankt zitternd hin und her.

„Verzeiht mir ach! was Niemand weiß,
 Niemand als mein Gewehr
 Und der Boden, den mein Blut begoß,
 Verzeiht die Sünde schwer!

Verzeiht! hier die zerschossne Hand,
 Das hab ich selbst gethan!
 Verzeiht mir! seht, im Kampfgewühl
 Packt mich die Hölle an;

Ich sah mein altes Mütterlein,
 Wie das im Elend weint,
 Der Teufel raunt mir zu: ein Schuß,
 Du bist mit ihr vereint!

Nun bin allein ein Feiger ich
 Ein Selbstmörder dazu —
 Verzeiht mir! ach verzeiht mir doch,
 Gebt vor der Hölle Ruh!

Ich fühls, ich fühls, sie packen mich,
 Ich brenn im Feuermeer,
 Ich bin verdammt zu ewger Qual,
 Hab keine Rettung mehr!“ —

„Gott ist so groß,“ sprach sanft die Frau,
 „Er schenkt Dir Lebenszeit,
 Zu tilgen Deine große Schuld,
 Bis Du von Angst befreit.“ —

„O nein! o nein! Du Engel, Dir
 Sei blumenreich der Pfad,
 Ich bin von Gott verlassen — mir
 Die Hölle ohne Gnad!!

Die Schmerzen mein sind zu gering,
 Zu süßnen meine Schmach,
 Im Herzen brennt ein Feuer mir,
 Seit ich die Ehre brach!“ —

Es war ein grau'ig Ringen, schwach
 Und schwächer, sprach er doch,
 Von Todesfroßt durchschüttelt, fleht
 Er um Erbarmen noch.

Umsonst blieb jedes Trosteswort,
 Umsonst ein fromm Gebet, —
 Die weiche Frauenstimme hat
 Der Seele Sturm verweht.

II.

Ein düstrer Morgen graut herein
 Aufs leere Bett im Zelt,
 Es trieft der Boden rings, weil dicht
 Der kalte Nebel fällt.

Da taucht ein armes, altes Weib
Barfüßig, matt empor,
Und feuchend späht mit bangem Blick
Sie durch den Nebelflor.

„Mein Sohn! er sandte Nachricht mir,
Drei Tage wandre ich
Mit reinen Hemden, ach! so schnell,
Denn er erwartet mich!

O zeigt mir eilig, wo er liegt!
Die Wunde sei nicht schwer,
So schrieb er, und er sehne sich
Nach seiner Mutter sehr.“

Sie stand am leeren Zelt, da sprach
Rasch ein Soldat: „Heut Nacht
Da starb Dein Sohn in diesem Bett,
Ich hab bei ihm gewacht.“ —

Wie blitzgetroffen fiel das Weib
Und kniet im feuchten Grund:
„Mein Sohn! mein Sohn!“ so schrie sie nur
Und schlug die Brust sich wund.

„Mein Sohn! mein Sohn!“ sie hörte Nichts,
Sie sah Nichts um sich her.
„Mein Sohn! mein Sohn! mein schöner Knab,
Sind ich Dich nimmermehr?“ —

Dann raffte sie sich jammernd auf
Und wankte matt davon
Und drehte immer rufend um:
„Mein Sohn! mein einzger Sohn!“

Und lange klang verzweifelt noch
Der Ruf zum Zelte her:
„Mein Sohn!“ — ein Schatten, dann ein Geist
Verschwand im Nebelmeer.

Mein König kommt zu mir!

Die Schloßkapelle mit Kränzen geschmückt,
Erglänzt heut von Lichtern und Gästen,
Sie strömten herbei zu dem Hochzeitsfest
Von Norden und Osten und Westen.

Der Graf vermählet sein Töchterlein,
Das zweite im blühenden Kreise,
Da stehen sie rings und singen so schön,
Dem Herren zu Lob und Preise.

„Mein König kommt zu mir.“ — Das war
Der Text zu der Rede — vergessen
Von Vielen, bevor sie noch recht
Beim Hochzeitschmause geseffen.

Bei nahender Nacht da wälzt sich heran
Viel tausendstimmiges Singen,
Wie Feuerstrahlen ein Fackelzug,
Der Braut den Glückwunsch zu bringen.

Die Jüngste der Schwestern, die kleine Fee,
Erklimmt einen Tisch, im bunten,
Im duftigen Puz, um besser zu sehn,
Das feuergewoge da drunten.*!

Da tönt ein herzerreißender Schrei
Aus des Mägdleins Munde. — In flammen
So fliegt durch den Saal sie, schon schlagen sie hoch
Ob dem lockigen Köpfchen zusammen. 

Sie rast dahin, wie ein Blatt im Wind,
Trepp ab und Trepp auf! — Wie ein Regen
So sprühen die Funken der banger Schaar,
Die im Flug ihr folget, entgegen!

Trepp auf, Trepp ab und die Gänge entlang,
Will sich kein Retter erbarmen?
Doch endlich fängt sie der Vater auf,
In starken, gewaltigen Armen.

Und mit seinen Händen zerdrückt er schnell
Die flammen, die also ihn sengen,
Daß formlose Felsen, verkohlt und schwarz,
An entblößten Knochen ihm hängen.

Auf dem Bette liegt die verbrannte Maid
Und strahlt! — die Schwestern umstehen
Sie alle; — sie bittet: „O singt mir, singt,
Daß mir die Schmerzen vergehen!“

Und geistliche Lieder die ganze Nacht
Erschallen beim sterbenden Kinde;
In Flötentönen stimmt sie darein,
Und singt so selig, so linder!

Da plötzlich streckt sie die Arme aus,
Erhebt sich und ruft: „O sehet!
Mein König er kommt zu mir — zu mir —
Zu mir!“ — Wie ein Hauch es verwehet.

Dann sinkt sie zurück, ist still und bleich,
So fest die Wimpern geschlossen,
Nun schweigen die Singenden — haben leis
Die ersten Thränen vergossen.

Beim Morgengrauen ist todt das Schloß,
Verstummt die geistlichen Lieder,
Der Schwestern älteste liegt verfrüht
In Kindesnöthen darnieder.

Die Braut nimmt Schleier und Kranz vom Haupt,
Der Graf sitzt im Sessel — die fahlen,
Erbleichenden Wangen von Thränen gefurcht,
Und schweigt, bei unsäglichen Qualen.

„Ist Magdalenchen, mein Kind, schon todt?“
 So hat er nur einmal gefragt, —
 Er sieht die weinenden Frauen an
 Und hat nicht gemurrt, noch geklagt.

Das war eine Brautnacht im alten Schloß
 Beim edlen Grafen — gekommen
 Ist mächtig der König hehr,
 Zu Gläubigen, Muthigen, Frommen.

Götterfinder.

Die Sonne sinkt in hehrem Glanz,
 Auf Schlosses Fenster blüht
 Es feurig, dran die Königin,
 In stiller Wehmuth, sitzt.

Sie seufzt: „Wie öd, wie todt das Schloß!
 Mir wird kein Kind zu Theil!
 Im fernen Krieg ist mein Gemahl,
 Ich bin allein derweil.“

Da tönts wie Himmelsharmonie,
 Da rauschts wie Flügelschlag,
 Und heller wird und heller noch
 Das dämmrige Gemach.

Und aus den Strahlen tritt hervor
 Er selbst, der Gott Apoll:
 „Was weinst Du, schönes Erdenkind?“
 So spricht er liebevoll.

„Ich weine nicht, mir bebet ja
 Das Glück in tiefer Brust!“
 „Mich zog es her, mit viel Gewalt,
 Zu Dir ich kommen muß!“

Sie sank zu seinen Füßen hin,
 Er aber hob sie auf,
 Und der erschrocknen Erde stand
 Ganz still der Sonne Lauf.

Am andern Morgen war so schön
 Wie nie die Königin,
 Ihr Auge strahlte sternengleich,
 Sie schwebte her und hin.

Sie griff in ihre Harfe tief,
 Ihr Sang erbrauste weit,
 Er weckte alle Märchen auf,
 Aus großer, alter Zeit.

Die zogen schnell ins Schloß hinein
 Und füllten es mit Licht,
 Mit Liedern und Geschichten schön,
 Und Duft und Freude dicht.

Sie lockte flüsternd sie herbei,
 Beim ersten Morgenstrahl,
 Die Erden söhne sahn von fern
 Des Königs schön Gemahl.

Sie wagten ihr zu nahen nicht,
 Trotz ihrem Augenpaar,
 Sie las in ihren Herzen tief,
 Und schaute Alles klar.

Sie standen andachtsvoll vor ihr,
 Als ob es Jeder wüßt:
 Das hochbegnadet Frauenbild
 Das hat ein Gott gefügt.

Die Sonnenstrahlen folgten ihr
 Bis in ihr Kämmerlein,
 Und küßten sie und hüllten sie
 In Wunderbilder ein.

Wohl hat die schöne Königin
 Noch immer keinen Sohn,
 Doch in dem Herzen Himmelslicht,
 Auf Lippen Himmelston.

Ein Hochgericht.

Die Donau träumt, der Tag ist heiß,
Die Lüfte zittern, die Sonn ist weiß,
Der Staub ist tief, das Welschkorn nickt,
Der Sumpf liegt schlafend und grün verdickt.

Auf weitem Feld stehts Haus allein,
Deß Schindeln glänzen im Sonnenschein,
Ein schattger Umgang auf Säulen drum,
Im Hemde spielen die Kinder herum.

Die Frau ging spinnend davon, sie trug
Auf weißem Schleier den grünen Krug,
Sie will am Brunnen ihn füllen, — Gluth
Durchleuchtet ihr Auge und Troß und Muth.

Ein Knabe kriecht zum Sumpf hinab,
Nimmt vorsichtig die Pelzmütz ab
Und bringt den Andern ein Entenei,
Die Kinder sehens mit Jubelgeschrei.

Dann kraut im Haare der kleine Mann:
„Was fangen wir mit dem Ei nun an!“
„Ich weiß!“ ruft Einer, „Es wär das Best! —
Wir tragens aufs Dach in das Storchennest!“

Gesagt, gethan. Die Störche sind fort,
Bevor sie kamen, lags Ei schon dort.
Und stille sitzt die Störchin gut,
Bis ausgeschlüpft die ganze Brut.

Es ist so schwül, die Wolken schwer
Und Wetterleuchten von Osten her,
Der Storch dort Oben auf einem Bein,
Blickt düster in das Nest hinein.

„Was will der breite Schnabel hier,
Die platten Füße, das fremde Thier?“
Es klappert der Storch die Frage laut
Und angsterfüllt die Störchin schaut.

Die Aermste weiß es ja selber nicht,
Doch fragt er lauter, mit bösem Gesicht:
„Wie kam in mein Nest das Entenei?“
Dann fliegt er fort, ruft Alle herbei.

Die Störche fliegen in Schaaren bald
Ums Haus und klappern mit viel Gewalt,
Sie stehen und schauen das Entchen an,
Es redet Jeder so laut er kann.

Dann haben sie einen Beschluß gefaßt;
Sie tödten den Findling in großer Hast,
Die Federn stäuben, das Nest wird roth,
Und drunten am Boden liegts Entchen todt.

Mit Zittern blickt die Störchin umher,
Doch ihr Gemahl verklagt sie schwer,
Sie scheint zu bitten — man hört sie nicht,
Und schreitet eilig zu neuem Gericht.

Sie reden viel und laut und lang,
Die Störchin sträubet die Federn bang,
Dann ziehen sie langsam die Kreise nah,
Und grausam war es was nun geschah.

Kurz war der Störchin Qual und Noth,
Sie hackten Alle zugleich sie todt,
Und trugen sorgsam die Kleinen fort,
Ein Jedes der Waisen nach anderem Ort.

Und drunten stehen die Frau, der Mann
Und sehen schweigend das Schauspiel an,
Die Kinder halten in Armen sich
Und weinen und schluchzen ganz bitterlich.

Der Mann blickt finster: „So ist es recht:
Belogen, betrogen, und dann gerächt!“
Ihr Muge funkelt: „Ein falscher Verdacht,
Gerichtet, vernichtet, und todt gemacht!“

Marie.

Sie hatte strahlend braune Augen,
Und weiches, blondes Haar,
Ein warmes Herz, Gazellenschritte,
Die Stimme glockenklar.

Doch wie ein leichter Schleier legte
Sichs auf den süßen Klang,
Dann kurzer Husten, Augenglänzen —
Die Eltern sehens bang.

Drei Kinder haben sie gebettet
Schon in den kühlen Grund —
Mein Gott! zur Jungfrau ward das Mägdlein —
Nur dieses laß gesund!

Mit purpurn glühnden Rosenwangen,
Im weißen Bette, liegt
Sie lächelnd, flüstert Liebesworte, —
Der kurze Athem fliegt.

Die Hände, die so kunstreich Schönes
Geschaffen und beschert,
Die allen Blumen Leben brachten,
Sind bleich und abgezehrt.

Mein Gott! Dein Wille sei, zu helfen,
Da sie kein Arzt mehr heilt! —
Das vierte Kind — o hab Erbarmen! —
Das aus dem Leben eilt!

Doch näher kommt der Tod und ruft sie,
Und winkt, mit harter Hand;
Sie lächelt friedlich. „Ja, ich komme
„Ins traute Heimathland!

„Mein Väterchen! wenn wir zusammen
 „Doch sterben, wärs so schön, —
 „Wenn die Geschwister uns empfangen,
 „Mit Sphärensanggetön!

„Dann würd ich Dich so fest umschlingen,
 „Mein guter Vater, Du,
 „Als kleines, leichtes Wölkchen flögen
 „Wir Zwei dem Himmel zu!

„O Väterchen! welch schöne Auen,
 „Komm mit in Glanz und Licht,
 „Siehst Du die lieblichen Gestalten
 „In schönen Gärten nicht?

„Siehst Du, da sind sie Deine Kinder,
 „Wir alle Vier vereint.
 „Und viele, viele Thränen werden
 „Da Unten dann geweint!

„Geh Seelchen, geh zu Gott, Du Seelchen,
 „Und schau Ihn ewig an,
 „Wie schön, wenn man: Geh hin, zum Himmel!
 „Zur Seele sagen kann!

„Und wenn ich dann gesund geworden,
 „Hoch! Bravo! rufen wir —
 „Nein, das ist nicht das Rechte. Danke,
 „Danke, lieber Gott, sei Dir!“

Und in die matten Arme schließt sie
Den Vater, lächelt lind
Und seufzt — die Nacht ist still und dunkel,
Und todt das vierte Kind.

Der verlorene Sohn.

„Eh sei mein Haus ein Trümmerhauf,
„Eh sei mein Grab das Meer,
„Eh meine Thür Dir stehet auf,
„Ich „Sohn“ Dich nenne mehr.

„Verdorren soll die Zunge mir,
„Umnachtet sein mein Sinn,
„Eh soll das Herz zerreißen Dir,
„Wie ich zerrissen bin.“ —

Das war sein letztes, hartes Wort,
Ich war verfehmt, verflucht,
Ich hab auf Erden fort und fort
Vergebens Glück gesucht.

Mein junges Weib ist mir entflohn,
Und todt die Kinder sind,
Mir folgte meines Vaters Drohn,
Wie heißer Wüstenwind.

Mein Herz ist krank, zum Tode wund
Und glücklos meine Hand,
Mir iſts, ich ſchaue mich geſund
Im alten Heimathland.

Mir iſts, mich werde Troſt umwehn,
Die Mutter winken mir,
Als würde dort mein Vater ſtehn:
„Komm! ich verzeihe Dir!“ —

Und übers Meer da ſiegt's heran,
Mit leichtem Ruderschlag: —
„Daß ich das Haus nicht ſehen kann?
Wohl neigte ſich der Tag!“

Die moosgen Marmorſtufen ſiegt
Er athemlos hinauf,
Doch an des Hauſes Stätte liegt
Ein ſchwarzer Trümmerhauf.

Die beiden Sphynge vor dem Thor,
So unbewegt und kalt,
Die ſchaun aus Blumenwildniß vor,
Wie Mumien, ſtarr und alt.

Und zwiſchen ihnen ſteht und ſingt
Ein Greis, mit wirrem Blick,
Aus deſſen Harfe zitternd klingt,
Herzbrechend, ſein Geſchick.

Ist das mein Vater? silberweiß!
 Sein Auge starr und todt!
 Die weiße Stirne glühet leis,
 Im letzten Abendroth.

O Vater! sieh mich einmal an
 Und sprich das Wort: Mein Sohn! —
 Es schweigt und lauscht der alte Mann,
 Erbebend, bei dem Ton.

Dann nimmt er lächelnd seine Hand:
 „Kehr Fremdling bei mir ein!
 „Nimm Blumen Dir als Nachtgewand,
 „Zum Pfühl nimm einen Stein!

„Ob Deinem Haupt das Himmelszelt,
 „Dein Trunk der Thau der Nacht,
 „Dein Hüter sei, was in der Welt
 „Du Gutes hast gemacht!“

„O Vater! bin Dein Sohn ich nicht,
 Dein eigen Kind nicht mehr?
 Halt ein mit Deinem Strafgericht —
 Verschmachtend kam ich her!“

Und sprühenden Auges rief der Greis:
 „Zwei Kinder waren mein,
 „Ein Jüngling, aller Welten Preis,
 „Ein blühend Töchterlein.

„Da hat der Jüngling eine Nacht
 „Sein Schwesterlein entführt,
 „Zu ihrem Buhlen sie gebracht,
 „Kein Bliß hat ihn gerührt!

„Die Tochter schaut ich nimmermehr,
 „Den Sohn hab ich verflucht,
 „Und Beide haben überm Meer,
 „Weit, weit ihr Glück gesucht!

„Seitdem sind hier die Kinder mein
 „Die beiden Sphynge dort,
 „In Regen, Sturm und Mondenschein
 „Behüt ich meinen Hort.

„Die Blumen stehen hoch und dicht,
 „Daß Keiner sie mehr sieht,
 „Und mir mit meinen Kindern nicht
 „In weite Welt entflieht.

„Sie sind so still, wie meine Brust,
 „Und schauen mit mir aus,
 „Sie blieben bei mir, meine Lust,
 „Als ich verbrannt mein Haus;

„Als sich mein Weib zur Ruh gelegt,
 „Verzehrt von Gram und Schmerz,
 „Da haben sie mich still gepflegt,
 „Das steinern alte Herz.

„Ich halte Wacht die ganze Nacht,
 „Geh, Fremdling, nur zur Ruh,
 „Ich spiele leise, singe sacht
 „Dir süße Träume zu.“

Der Sohn sank auf die Stufen hin,
 Hüllt in den Mantel sich,
 Der Greis sang klagend über ihm —
 Er weinte bitterlich!

Die Heimkehr.

Ein bleicher Mann mit rauhem Bart
 Kommt durch die Weite gegangen,
 Nur Schnee so weit das Auge reicht,
 Und öde was der Wind bestreicht,
 Und schwarz ist der Himmel behangen.

Sein Schritt ist müde, langsam, schwer,
 Die Schuhe sind ganz zerrissen,
 Die Wangen hohl, das Auge weit,
 Und wie in heißem Leid und Streit,
 Die Zähne zusammengebissen!

Da hebt die Wolkenwand sich leicht
 Und blutroth leuchtet es nieder,
 In weiter Ferne glänzt die Stadt,
 Die golden, grüne Kuppeln hat,
 Dann senken die Wolken sich wieder.

Doch auf des Wandrers Antlitz hat
Sich strahlende Helle ergossen;
Die Ferne zu durchbohren dringt
Das Auge und ein Seufzer ringt
Sich frei, hat die Lippen erschlossen.

„O meine Heimath! zwanzig Jahr
Nun harr ich der Stunde, der frohen!
Für mich war Stein des Schicksals Schooß,
Sibirien ließ mich nicht mehr los,
Nun bin ich endlich entflohen.

Einst war ich reich und froh und jung,
Mich hat das Leben getragen.
Mein war die allerschönste Braut,
Wir wurden morgen schon getraut,
Da ward ich in Banden geschlagen.

Ich habe nie gewußt, warum —
Ich sprach zu den weinenden Frauen:
Mein Mütterlein, noch bist nicht alt,
Mein Lieb, ich komme wieder bald,
Ihr sollt voll Freude mich schauen.

Nun bin ich da — mein Haar ist weiß,
Und Keiner wird mich erkennen,
Die Braut wird eine Ehfrau sein,
Ob lebend wohl mein Mütterlein?
Muß ihr meinen Namen ich nennen?“

Ins Auge tritt ihm Thränenglanz
Und dunkler wirds, es beginnt
Ein Schneegeßtöber fein und dicht,
So nadelspiz im Angesicht,
Wie Sand, der beständig rinnet.

Auf einmal bricht ein Sturmwind los,
Wie Spreu den Schnee aufrüttelnd,
In wildem Wirbel, auf und ab,
Empor, im Kreis, umher, hinab,
Und Wolken und Erde schüttelnd.

Der Wanderer steht athemlos,
Ihm ist, als müßt er ersticken,
Dann schreitet fest er wieder aus,
Und sucht, ob er im wilden Graus
Nicht einen Thurm kann erblicken.

Doch dunkler wird es und dunkler noch,
Der Schneesturm wilder und dichter,
Schon wandert er im Kreis umher,
Bald ist er blind und sieht nichts mehr,
Bald strahlen und funkeln ihm Lichter.

Und endlich wird er von Schlaf erfaßt,
Er taumelt wie trunken im Gehen!
Und vor dem Thor der Heimath hat
Im weichen Schnee er Lagerstatt
Gefunden, im Wüthen und Wehen.

'S ist Sonntag; aus der Kirche strömts
In buntem, heitrem Gedränge,
Da kommt ein Schlitten schnell heran,
Hält plötzlich auf dem Marktplatz an,
Inmitten der staunenden Menge.

Der Führer schlägt den Pelz zurück,
Der einen Leichnam bedecket,
So jugendschön und friedlich liegt
Von weißem, langem Haar umschmiegt,
Er schlafend hingestreckt.

Hier, sprach der Führer, diesen Mann
Hab vor dem Thor ich gefunden,
Wohl Einer hier ihn kennen sollt,
Hier ist ein Kreuz, eine Kette von Gold
Fest um den Hals ihm gewunden.

Und staunend sehn das prächtige Kreuz
Sie alle, doch Keines erkennet
Den Träger, bis ein Mütterlein,
Mit schwacher Hand und lahmem Bein,
Den Schwarm der Gaffenden trennet.

Das goldne Kreuz sieht sie nicht an,
Sie wirft auf die Leiche sich nieder:
„Mein Sohn! nun harr ich zwanzig Jahr,
Ich hätt geharret immerdar,
Mein Sohn! nun hab ich Dich wieder!

Es starb Dein Vater vor Herzeleid
Um seinen einzigen Knaben,
Es starb vor Schmerz auch Deine Braut,
Ich harrete — nun ich Dich geschaut,
Nun werd ich mit Dir begraben!"

Sie hält in Armen den todten Sohn
Und küßt ihn und flüstert leise,
Dann neigt das Haupt sie und schlummert ein.
'S ist Sonntag Morgen und Sonnenschein
Und feierlich still ist's im Kreise.

Der Rebell.

„In letzten Zügen sei mein Sohn,
Mein einzig Kind, mein Stolz, Stephan?
Es ist nicht wahr, es kann nicht sein!"
Und dennoch! hilft nicht Gott allein,
Kein Mensch ihm fürder helfen kann.

Der Vater rauft das Haar sich wild,
Und reißt des Jünglings Haupt empor
An seine Brust: „Hier ruhst Du gut,
Bei mir Stephan!" Ein Strom von Blut
Schießt durch des Jünglings Lippen vor.

Da fließt es hin, so frisch und hell,
Aus tiefer Quelle, roth und warm.
Ein kurzer Kampf, der Athem weicht,
Das Auge bricht, die Stirn erbleicht —
Stephan liegt still in Vaters Arm!

„Wach auf, mein Sohn, mein Kind wach auf!“
Umsonst! das Leben ist entflohn.
„Was sagtet Ihr? Gott kann es noch?
Und mich hat Gott verlassen doch —
Es starb mein Sohn, mein einzger Sohn!“

Und irren Blicks eilt er hinaus;
Wo rings ihn Himmel nur umfließt,
Hebt die Pistole seine Hand,
Das Blau durchsuchend unverwandt:
„Wo, wo ist Gott?“ und schießt.

Kain.

Ich wollt ihn ja nicht tödten, Herr,
Denn hätt ich das gewollt,
Es wäre lange schon geschehn,
Da lang ich ihm gegrollt.

Warum war denn mein Auge Nacht
Und war das seine Licht?
Warum war er so zart und schön,
So dunkel mein Gesicht?

Die Mutter hat ihn stets geherzt,
Mir war sie fremd und kalt;
Ich habe sie doch so geliebt,
Mit stürmischer Gewalt!

Und wollt ich, wie mein Bruder, sie
Umarmen inniglich,
So nannte sie nur wild und rauh,
Den jungen Löwen mich.

Hat sie denn nicht von einem Schooß
Uns Beide gleich geschenkt,
Hat sie uns nicht mit einer Milch
An gleicher Brust getränkt?

Auf mich stob lauter Thränenfluth
Und Seufzer; denn es war
Vor Edens schwertverschlossnem Thor,
Daß sie den Sohn gebar.

Ich rang den ersten Schmerzensschrei
Von meiner Mutter Mund,
Ich ward zur ersten Strafe, ja
Ich machte Weh ihr kund.

Sie hat von Edens Herrlichkeit
Mir hundertmal erzählt,
Mein ungesättigt heißes Herz
Zur Raserei gequält.

Ihr Sehnen nach verlornem Glück
Goß sie in meine Brust,
Den Andern hat vor dieser Pein
Zu hüten sie gewußt.

Den Andern hätt es so gekränkt,
Da fein er war und zart,
Es wurde jedes Schuldgefühl
Und Weinen ihm erspart.

Ich weinte nicht; denn also heiß
Hat mich der Schmerz gebrannt
Um meine Mutter — wie ein Strahl
In tiefem Wüstensand.

O Mutter! meine Mutter! Dir
Hätt ich geschlachtet mich,
Hätt ich das Paradies erkauf't,
Am Opferheerd, für Dich.

Doch Du, Herr, Du warst nicht gerecht,
Mein liebbedürftig Herz
Das stießest selber Du zurück,
Nicht durft es himmelwärts.

Du nahmst es ja nicht gnädig an:
Wie Schlangen kroch der Rauch
In schwarzen Ringeln dicht und schwer
Hinzüngelnd auf dem Bauch.

Und meines Bruders Opferduft,
Der stieg so grad empor,
Bis er als weiße Wolke sich
Im ehrnen Blau verlor.

Was da geschah, das weiß ich nicht,
Mir schwindelte das Haupt,
Er lag auf einmal starr und todt,
Sein gelbes Haar bestaubt.

Aus einer breiten Wunde floß
Dahin sein rothes Blut —
Da rießt Du Herr, ich hatt ihn doch
Niemals in meiner Hut.

O! hättest Du gerufen mich,
Bevor ich das gethan!
Doch Herr! Du sahst ja Deinen Knecht,
Der betete, nicht an!

Ich hörte meiner Mutter Schrei
Und seinen Namen — ach!
In ihren Armen hielt sie den
Und rief mir Flüche nach!

Sie hatte kein Erbarmen — ich,
Ich war der Mörder nur!
Von meiner Keule lag er todt,
Mein war der Schritte Spur.

Und sie vergaß, daß ich ihr Sohn,
Ihr einzig Kind war todt!
Ich fremder Mann, ich lag und schrie
Allein in Todesnoth.

Ach! kein Erbarmen gab es mehr,
Es stach der Sonnenstrahl
Als glühend Auge mir ins Herz,
Kein Thau für solche Qual!

Und ewig war der Tag und hell,
Kein Dunkel sank herab,
Dann kam der Mond und hell wars noch,
Ich griff zu meinem Stab.

Ich floh vor jenem Angesicht,
Das bleich im Sand gestreckt,
Und habe zitternd mir das Haupt,
Die Augen mir bedeckt.

Doch schloß ich dann die Augen, lag
Der Knabe wieder da,
Und reiß ich sie voll Schauder auf,
Im Mondschein steht er, nah.

Und ich, der keine Furcht gekannt,
Ich feiger, fürchte mich!
Die Felsen und die Bäume drohn,
Und sie bewegen sich.

Sie stürzen sich auf mich herein,
Es heult im Ohr mir wild,
Wie Rache! Da, von Fels zu Fels
Grinst mir des Todten Bild! —

Das Zeichen ist auf meinem Haupt
Das weiße, weiße Haar,
Das sich vor Grausen hebt und sträubt
Und knistert immerdar.

Und wenn es knistert, blick ich um,
In Wüsteneinsamkeit,
Für einen unbekannten Feind
Mach ich mich kampfbereit.

Doch selbst die Thiere meiden mich,
Und nur des Todten Gruß
folgt überall, bis knirschend ich
Mit Zähnen klappern muß.

Die Wüste weiß die Sünde nicht,
Doch schaut sie so mich an,
Daß tief genug nicht Klüfte sind,
Drein ich mich bergen kann.

Was gabst Du mir das Dasein, Herr?
Ich bin ja so verrucht,
Der ich von meiner Mutter Mund,
Von meinem Gott verflucht!

Der Himmelsbote.

Was thut es denn? ich geh zu Grund,
Nur ich bin nicht mehr da;
Kein Herze bricht, es heult kein Hund,
Es fragt erbebend nicht ein Mund,
Weshalb man mich nicht sah.

Hier diese kleine Flasche hält
Noch zögernd meine Hand,
Ich lasse, was mich ließ — die Welt —
Ein Trunk, mein Ich zerbricht, zerschellt
Am öden, wüsten Strand.

Ein Trunk, so ist die Qual vorbei,
Der Kampf, die bitter Noth,
Ein Tropfen nur, so bin ich frei,
Ein armer Scherben springt entzwei,
Dann ist es still und todt.

Was ich gewollt, ist Tand und Trug,
Und das, was ich gemacht,
Ist Alles werthlos, Zug um Zug,
Geborgt ist meines Geistes Flug,
Verrückt, was ich gedacht.

Die Welt ist Wahn, das Leben Wahn,
Und Wahn, was schön und gut,
Zu groß die Last, zu steil die Bahn, —
Zum Schattenlande winkt der Kahn,
Die schwarze, stille Fluth.

Mir hat kein heller Tag gegraut,
Schwarz kühlt der kleine Docht
Des Lebens — doch krySTALLen thaut
Der Trank! — Wer hat denn also laut
An meine Thür gepocht?

Wer hält mich auf? was will man mir?
Wer reißt am Schlosse wild?
Der Diener vom Museum: „Hier,
Bestellungen, wohl drei, auch vier,
Verkauft ist Euer Bild!“

Das Erdbeben.

Der Reiter jagt dem Meer entlang,
Die Nacht ist schwül, dem Roß ist bang,
Es schnaubt und stöhnt und dampft und scheut,
Die schaumgekrönte Welle dreut,
Die Wolken wogen und sinken und hängen,
Als wollten sie sich durch die Fluthen drängen.

Der Reiter sucht sein Schloß am Strand,
Hell leuchtend auf der Felsenwand,
Ob hoch im Thurm das Fenster blinkt,
Das ihn zu leiten, lockend winkt,
Dort harrt, was ihm lieber, als Güter und Leben,
Die einzige Tochter, in Hoffen und Beben.

Er schaut ihr holdes Angesicht
Und hört das tiefe Dröhnen nicht,
Als wälzte sich der Ocean
Zum Himmel steigend breit heran,
Als sollten die Säulen von Wolken und Wellen,
Mitfammt dem Gewölbe in Splitter zerschellen.

Ein tiefer Stoß, ein Fall, ein Krach,
Die nächste Säule wälzt sich nach,
Dann wird es wieder todtenstill,
Als wenn das Meer sich sammeln will,
Dann raset ein Donnern, ein Heulen, ein Rütteln,
Als wollte die Hölle die Erde schütteln.

Da steht das Roß, gehorcht nicht mehr,
Es streckt den Hals und athmet schwer,
Es sträubt die Mähne, reckt den Schweif,
Und starrt auf einen schwarzen Streif,
Mit funkelnden Augen, und schnaubet und wittert,
Mit sprühenden Nüstern, und stemmt sich und zittert.

Geborsten ist der sandge Grund,
Schon stürzt das Meer sich in den Schlund,
Der Reiter setzt die Sporen ein:
„Mein Thier! es muß gesprungen sein!“
Jetzt rafft sichs zusammen, in mächtigem Bogen
Ist über den Abgrund dahingeflogen.

Fast glitt es hinten noch hinab
Ins tiefe, schwarze, ewge Grab,
Doch hat es sich, mit letzter Kraft
Und letztem Sprung emporgerafft,
Und flieht wie die Wolke vorm Winde; da schimmern
Die Fenster im Thurme, wie Sterne, die flimmern.

Nun holt das Meer von Neuem aus
Und stürmt zu Land, mit Wuthgebräus,
Und donnernd wiegt der Erdenschooß
Sich, wie ein Schiff, im Wellenstoß,
Doch fliegen die Hufe, wie wilde Gedanken,
Es schäumt am Gebisse, es bluten die Flanken.

Da, plötzlich, bebt das Schloß und wankt,
Das helle Fenster weicht und schwankt,
Der Thurm stürzt ein, die Mauer bricht,
Im Sturme hörts der Reiter nicht;
Er sieht nur erlöschen die lockenden Kerzen —
Ihn foltert die Ahnung und reißt ihn am Herzen.

Wie sehr er spornt, ihm scheint es schleicht
Sein Thier, nun hat ers doch erreicht,
Das traute Heim, doch Niemand wacht,
Kein Hund wird laut, und schwarz die Nacht,
Wo sonst ihm zum Willkomm die Fackeln entflammen,
Bricht sterbend auf Trümmern der Renner zusammen.

Vorbeigebraust ist der Orkan,
Der Mond erscheint auf stiller Bahn,
Auf weichen Wellen ruht sein Strahl
Und breitet sich auf Berg und Thal,
Doch da, wo er Dächer und Fenster beschienen,
Da schaut er auf rauchenden Schutt und Ruinen.

Der Reiter blickt erstarrt wie Stein
In der Verwüstung Bild hinein,
Sein Haar, sein Mantel wehn im Wind,
Dann schreit er laut: „Wo ist mein Kind!“
Und wühlt in den Steinen mit blutenden Händen,
Und flehet die Fischer, nach Hülfe zu senden.

Die Leute graben fort und fort,
 Er spornt sie an mit Geld und Wort,
 Sie graben, schaufeln Tag und Nacht,
 Der Vater wühlt und weint und wacht.
 Er fühlt kein Ermüden, er weiß nichts von Rasten,
 Verspricht seine Habe den Leuten, die hasten.

Hier ist ein Mensch, ein alter Mann,
 Ein Weib, zerschmettert, nebedran,
 Und starr und todt: der Vater blickt
 Verzweifelnd hin: „Erdrückt! Gefnickt!
 Dort stand sie im Thurm, ich schaute die Helle!
 Mich hat sie erwartet, noch weiß ich die Stelle.“

Sie graben weiter, unverwandt,
 Hier ist ein Kleid, und hier die Hand,
 Hier schläft ein süßes Angesicht —
 Der Tod ist also lieblich nicht!
 Noch zittert das Herze und warm sind die Lippen,
 Laßt langsam vom Weine die Tropfen sie nippen!

Ein Seufzer hebt den Busen weich,
 Ein Lächeln spielt ums Antlitz gleich,
 „Mein Vater!“ haucht der schöne Mund,
 „Mein Vater! bist Du noch gesund?
 Mir war es so bang um Dein theuerstes Leben!“
 Sie hält ihn umschlungen, da fühlt er ein Beben.

Ein Schauer faßt die holde Maid:
 „Mein Vater, ach! wie bist Du weit!
 Die Nacht ist schwarz, es heult der Wind!“
 „Ich bin bei Dir, mein einzig Kind!“
 „O laßt mich, daß schnell ich den Vater erreiche!“
 Da brachen die Augen, er hält eine Leiche.

Er starrt sie an, er ruft sie laut,
 Dann hat er wild sich umgeschaut
 Und droht der Schaar, die ihn umringt,
 Und lacht und weint und tanzt und singt,
 Beginnt dann von Neuem voll Eifer zu scharren,
 Die Helfer ermahnend, nicht müßig zu harren.

Die Jahre sind seitdem entflohn,
 Doch immer klingt derselbe Ton,
 Und immer scharrt der greise Mann,
 Ob er sein Kind nicht finden kann,
 Und singet dem Sturme, der Meerfluth, mit Lachen:
 „Bald, bald wird die Tochter zum Leben erwachen!“

Der Würgengel.

Wie schien am Horizonte
 Der Mond so blutig roth!
 Was will das nur bedeuten?
 Ist's Krieg — ist's Hungersnoth?

Nicht Krieg ist es, der drohend
Aufs Land sich niederläßt,
Es ist die schwere Seuche,
Sie nennens: weiße Pest!

Sie fuhr zur Stadt hinunter,
Mit ihrem einzgen Kind,
Wo viele tausend Kinder
Und mehr gestorben sind.

Dort unten würgt der Engel
Die Erstgeburt! allein,
Die Frau will auf dem Posten,
Als treue Schildwach sein.

Er mäht die kleinen Kinder,
Schon manches Dorf ist leer,
Und straßenweit erblickt man
In Städten Keines mehr!

Jüngst wurden einer Mutter
Die Sieben hingerafft
In einer Woche — Wahnsinn
Gab ihr zu leben Kraft.

Und näher funkelt, neblig,
Die heimgesuchte Stadt —
Kaum eine Mutter giebt es,
Die Keins verloren hat!

„Ach! Wer bin ich, daß Gott mir
 „Mein Kind allein beschützt,
 „Wenn über allen Andern
 „Das Schwert des Würgers blüht!

„Ich aber hab nur Eines,
 „Nur Eines, Gott, ist mein!
 „Du hast es mir gegeben,
 „Du wirst doch gnädig sein!

„Ich will nicht feige zittern —
 „In Deiner Hand mein Kind!“
 Da scheinen die Laternen
 Im schweren Dunste blind.

Das Haus ist öd und traurig,
 Und war doch freundlich warm,
 Die Straßen sind so düster,
 Erdrückt von Leid und Harm.

Da pocht es an die Pforte; —
 Mit bleichem Angesicht
 Und trübem Blick ein Wanderer
 Tritt sacht herein und spricht:

„Ihr habt im Hause Kinder?
 „Nur Eines nehm ich fort!“
 Ihm stürzt die arme Mutter
 Zu Füßen bei dem Wort.

Sie kann vor Angst nicht sprechen,
 Hebt zitternd ihre Hand,
 Da hat der fremde weinend
 Sein Antlitz weggewandt.

Er schüttelt leise, leise,
 Das schöne, dunkle Haupt,
 Und hat mit einem Blicke
 Ihr einzig Kind geraubt.

Und an dem Horizonte
 Wie Blut das Morgenroth,
 Das lag auf den Gefilden,
 Wie kalter Schlachtentod.

Der Krieg.

Aus Plevna wandert ein Geisterzug,
 Die türkischen Helden gefangen,
 In Ketten und barfuß, von Hunger verzehrt,
 Die Glieder schlottern und hängen.

Viel Tausende wanken wie Schatten dahin,
 Zur Donau ziehen die Armen,
 Die nächtlichen Wolken durchheult der Wind,
 Laut brüllend, wie Schlachtenerbarmen.

In lautloser Stille so wandern sie hin
Durch schneeverdichtete Fluren,
Bedeckt mit Leichen — die Raben und Krähn
Verkünden der fallenden Spuren.

Nur Leichen liegen von Plevna hin
Zur Donau in Reihen gesäet,
Ein gräßlich Schlachtfeld, wo Roß und Mann
Am Wagen erfroren, verwehet.

Die Wandernden schreien um Hülfe noch,
Dann knien sie, beten stille,
Mit ihren Armen gen Morgenland,
Und sterben — 's ist Allahs Wille.

Von Plevna zur Donau, wer Kräfte hat,
Vollendet die graufige Reise,
Da glitzert düster, im Abendroth
Nicopolis, starrend von Eise.

Und rings ertönt ein Heulen und Schrein:
„O wollet uns Speise doch geben!
„Was habt Ihr nicht lieber erschossen uns gleich!“
Die Lüfte, die eisigen, beben.

Zehntausend Gefangene schreien nach Brod,
Kein Brod ist zur Stunde zu haben,
Und markerschütternd durchtobt der Schrei
Die Straßen, die Wälle, den Graben.

Zehntausend liegen in jener Nacht
Verhungernd, mit sterbendem Munde,
Die Sieger sind selber von Tod bedroht —
Kein Brod! und nur Eis in der Runde!

Kein Brod! und von jenseits da winkt das Land,
In dem lange verheißenen Frieden,
Doch hat sie die Donau mit frachendem Eis
In gewaltigen Massen geschieden.

Kein Brod! und es frieret in jener Nacht,
Als hätte Natur sich geschworen,
Den beiden Heeren den Untergang,
Fast waren sie Alle verloren.

Doch endlich grauet der Tag, es kann
Die Panzerbarasse nur wagen,
Vom Eis getragen! ein wenig Brod
Zu gemarterten Helden zu tragen!

Magdalena.

Laß mich die Sünde Dir bekennen,
Da Du nicht wehrest, Dir zu nahen,
Nur Ihn, Ihn will ich nimmer nennen,
Ich habe Sünde nur gethan.

Ich hab ihn liebreich angezogen —
 Zu lockend war mein Angesicht!
 Ich rief ihn! er hat nicht betrogen!
 Verdamme mich, — den Armen nicht!

Ich hab dem Knaben mich gegeben,
 Ich hab ihn, ach! so sehr geliebt!
 Ich gab ihm Ehre, Glück und Leben,
 Das zählt nicht, wenn man freudig giebt.

Ich dachte, nichts dürft ich behalten,
 Ich war zu wenig noch für ihn,
 Mich hielten seiner Lieb Gewalten,
 Ich wollte nicht die Sünde fliehn.

Klag ihn nicht an! ich hätte gerne
 Gebreitet mich vor seinen Fuß,
 Vom Himmel hätt ich tausend Sterne
 Geholt für einen einzigen Gruß.

Daß ich mich selber, ohne Zaudern,
 Dem Heißgeliebten hab bescheert,
 Daß ich ihm selber, ohne Schaudern,
 Mein Heiligthum entweihn gelehrt,

Das war, weil ich mich so geringe
 Gefühlt, wie seine niedre Magd,
 Das war, weil ich die süßen Dinge
 Geglaubt, die er im Scherz gesagt.

Ich wußte nicht, wie Männer scherzen,
So ernst, in stürmischer Ungeduld,
Ich glaubte seinen großen Schmerzen
Und Bitten — das war meine Schuld!

Ich hätte besser wissen sollen,
Daß sie doch nur wie Kinder sind,
Daß sie so tief, begehrlieh schmollen,
Und dann vergessen, wie der Wind.

Daß, wie der Wind, sie weiter schweifen,
So frei, so leicht zu Lust und Glück,
Derweil wir schwere Ketten schleifen,
Die wir geschmiedet, Stück um Stück.

Verzeih mir, daß ich so zerrissen
Dir nahe, da von meiner Last
Und meiner Sünde Du nichts wissen,
Nicht ahnen kannst, was mich erfasst!

Ich rühre bebend Deine Füße,
Ich neße sie mit Thränenfluth,
O wüßtest Du, wie bang ich büße,
Wie brennend meiner Reue Gluth!

Und diese Gluth sie wird verzehren,
Was unrein mich und schlecht gemacht;
Mein Lieben, Leiden, meine Zähren
Sind, mich zu läutern, dargebracht!

Ein Mörder.

Sie war so wundervoll,
Berühmt in ganz Athen,
Man drängte sich, vorbei
Sie schreiten nur zu sehn.

Das Mägdlein an der Hand,
In goldner Locken Schwall,
Mit Augen gleich dem Reh
Und Silberstimme fall.

Voran der schönste Knab
Athletisch und gewandt,
Wie das olymp'sche Bild,
Den Discus in der Hand.

Gleich Elfenbein die Haut,
Und lockges Rabenhaar,
Das Auge brombeerschwartz —
Die Mutter ganz und gar!

Der Beiden Angesicht
Von classisch feinem Schnitt,
Um das ein warmer Ton,
Wie sonnger Schatten glitt.

Wie glücklich Jene sind!
So klang es ihnen nach,
Wenn man von dieser Frau
Und ihren Schätzen sprach.

Die Kinder liebten sich
Mit solcher Schwärmerei,
Nie sah man Eins allein,
Das Andre war dabei.

Der Knab voll Ungeßüm,
Das Mägdlein zärtlich weich,
Er schützte sie, sie half
Bei manchem lustigen Streich.

„Sieh her!“ so sprach er einst,
„Des Vaters Prachtpistol!
„Gieb Acht! ich schieß Dich todt!
„Steh still! ich treffe wohl!“

Das Mägdlein lacht: „So triff!
„Ich habe keine Angst!
„Ich halt es in den Mund,
„Wenn Dus von mir verlangst!“

Der Knabe lacht und zielt
Und drückt fast unbewußt,
Und schießt dem Schwesterchen
Die Kugel in die Brust!

Sie fällt, die Wunde drückt
 Sie mit den Händen fest,
 Aufschreit der Knabe wild,
 Hat an sich sie gepreßt.

Sie aber lächelt sanft
 Und küßt ihn noch und spricht:
 „Ich sterbe! doch sei still,
 „Wies kam, das sag ich nicht!“ —

Frauenhände.

Einst freit ein alter König
 Ein lieblich Mägdelein,
 Mit Wangen wie die Rosen,
 Mit Augen himmelrein.

In seinem müden Herzen
 Ist Frieden eingekehrt,
 Und seinem todten Schlosse
 Ward Lebenslicht bescheert.

Das lachte im Gemache,
 Das schwebte durch den Saal,
 Das stäubte vor den Augen,
 Als lichter Sonnenstrahl.

Zu jeder Stunde eilig
 Muß er hinunter, sehn,
 Ob nicht am hellen Tage
 Sein Glückstraum wird vergehn.

Sie aber hat ganz heimlich
 Zur schönen Weihnacht heut
 Ihm kleine, zarte Blumen
 Auf seinen Weg gestreut;

Auf Kännchen und auf Tassen
 Sie kunstvoll fein gemalt,
 Ein Blick, ein thränenfeuchter,
 Hat zärtlich sie bezahlt.

Doch zu dem Kammerdiener
 Streng der Gebieter spricht:
 „Der wird sogleich entlassen,
 Der hier ein Stück zerbricht.

Viel kostbarer als Kronschmuck,
 Als Alterthümerschrein,
 Sind diese kleinen Dinge,
 Zur Warnung laßt es sein!“

Drei Tage gingen kaum noch
 In Winterpracht dahin,
 Da steht der Kammerdiener
 Bleich vor der Königin.

Nun ist es doch geschehen,
 Fast bin ich von Verstand!
 Es viel die Zuckerschale
 Vor Angst mir aus der Hand!

Der König ist gar strenge,
 Was er befohlen, ist
 Noch nie geändert worden,
 Geschenkt zu keiner Frist.

Wenn Ihr nicht Gnade übet,
 So ist's um mich geschehn,
 So muß ein alter Diener
 Mit Schimpf und Schande gehn!"

Die Königin spricht lächelnd:
 „Nichts weiter? bring mir her
 Geschwind nur alle Stücke;
 Mit meinem Kitt! schau her,

Wie knapp ich sie schon fügte,
 Wer siehts der Schale an!
 Nun fülle sie wie täglich,
 Stell auf den Tisch sie dann!"

Er thut wies ihm befohlen,
 Und zitternd denkt er noch:
 „Sie ist so gut! doch sehen
 Wird es sein Auge doch!"

Der König kommt zum Frühstück
In Blumenduft herein,
Und seine schönste Blume
Steht strahlend mitten drein.

Sie breitet so geschäftig
Sein Mahl mit weißer Hand;
So zierlich, so verlockend,
So rasch und so gewandt.

Doch plötzlich fällt die Schale
Ihr hin, — ein leiser Schrei!
Da liegt sie auf dem Teppich,
Ganz still und ganz entzwei!

Die Königin hat erglühend
Die Scherben angeblickt
Und spricht mit Schelmengrübchen:
„Werd ich nun fortgeschickt?“

Der König schaut die Scherben
Und dann sein Weibchen an,
Die lachende Verräther
Auf ihn nicht richten kann.

„Du bist ein Engel!“ spricht er
Und hält sie sanft im Arm,
Er neidet selbst die Sonne:
Die küßt sie gar zu warm!

Moses.

Nur Wasser! schrie das Volk, „Wir sterben!“
 Und Moses sah die dürre Erde,
 Das ehrne Blau: „Bist Du Jehovah,
 So nahe mir, so sprich Dein Werde!

So leihe meinem Arme Kräfte,
 Daß ich aus Steinen Wasser schlage,
 Daß ich vom sichern Tod errette
 Mein armes Volk, das schwache, zage!

Du hast mich auserwählt, Jehovah,
 Und willst mich nun so ganz verlassen,
 Daß die ich führte, mich im Tode
 Mit Fluch beladen, und mit Hassen.

Lehr mich verzweifeln nicht, Jehovah!
 Hier steh ich Mensch im Wüstensturme,
 Ich führ ein Volk — gewähre Gnade,
 Soviel, wie Deinem letzten Wurme.

Es wissen nicht, die mir vertrauen,
 Von meiner Seele heißen Qualen,
 Wie einsam ich und still verschnachte
 In meines Zweifels Wüstenstrahlen.

Du hast gerufen mich, Jehovah,
Und ich gehorchte, meiner Schwäche
Uneingedenk, daß ich befreite
Mein Volk und seine Ketten bräche.

Laß Gott mich hier allein verschmachten,
Wenn ich nicht werth, Dein Volk zu leiten,
Laß es mit einem bessern Führer
Dem Canaan entgegenstreiten."

Und rings umheult mit schwarzen Lippen,
Mit hohlen Augen ihn die Menge,
Sie schleppen klagend ihre Todten
Heran, in tosendem Gedränge.

Das junge Weib, den Greis, den Säugling,
Den Jüngling mit den Rabenhaaren,
Die holde Maid, sie Alle bringen
Herbei sie auf den dürren Bahren.

Sie fluchen ihm, und händeringend
Erslehn von ihm sie Hülfe wieder,
Er aber steht und schaut so einsam
Aus Weltenweiten auf sie nieder.

Er steht, ein Fels, in grausger Brandung,
Er zeigt kein Zittern, Zweifeln, Wanken.
Wer lieft auf seiner Herrscherstirne,
Die todestraurigen Gedanken!

Dann hebt den Stab er still, gelassen,
Und rührt das stählern Felsgesteine,
Und rauschend strömt in reicher Fülle
Die Quelle, von krySTALLNER Reine.



